Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSG. VON HERMANN MULERT

49. Jahrgang 2. November 1935 Nummer 21

Inhalt

Reformationsfest – Abend vor Allerheiligen . Johannes Heinzelmann
Sünde und Sündenvergebung . . . . . Martin Rade
Die Fremdheit zwischen Katholiken u. Protestanten Hermann Mulert
Hände . . . . . Raimund Eberhard
Der Teufel in der Literatur . . . . . Johannes Wendland
Reformation oder Rückkehr zum Ursprung . Maurus Gerner-Beuerle
Das neue Schweizer Gesangbuch . . . . . Hans Baur
Altgermanischer Zauberglaube . . . . . Ernst Wendland
6. Intern. Kongress f. Religionsgeschichte in Brüssel Frz. Rud. Merkel
Ruhender Dienst . . . . . Joachim Müller
Der Blinde . . . . . Ingeborg Mößner
Christliche Blindenmission im Orient . . . . . Hermann Schuster
Kagawa . . . . . Carola Barth
Zur deutschen Judengesetzgebung . . . . . Martin Rade
Augustusburg 1935 . . . . . Carl Mensing
Anna Schiebers Lebensgeschichte . . . . . Hermann Mulert
Das Antlitz des deutschen Volkes (Gauß) . . . . . Otto Hubele

Aus Zeitschriften – Urkunden – Blick in die Welt

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

„Die Christliche Welt"

gegründet 1886, wird herausgegeben von Professor D. Hermann Mulert. Sie erscheint halbmonatlich und kostet M. 4.50 im Vierteljahr — Schriftleitung: Kiel, Feldstr. 120, Fernruf 4277 — Verlag: Leopold Klotz, Gotha.
Bezug der „Christlichen Welt" kann durch alle Postämter, Buchhandlungen, oder unmittelbar durch den Verlag erfolgen. Bei Zustellung als Drucksache kostet sie vierteljährlich M. 4.50 zuzüglich Porto; Einzelheft 80 Pfennig. Postscheck: Erfurt 4754, Zürich VIII, 12267.

Reklamationen richten die Postbezieher zuerst an da zuständige Bestellpostamt, dann erst an den Verlag. An schriftsänderung möglichst vor Wohnungswechsel a die Post, Buchhandlung oder den Verlag weitergeben. — Im Falle einer Behinderung des Erscheinens durch höhere Gewalt haftet der Verlag nicht! — Einsendunge von Manuskripten und Rezensionsexemplaren an d Schriftleitung in Kiel. Manuskripte ohne Rückport werden nicht zurückgesandt.

D. A. 2600 III. Vj. 35 — Verantwortlich für den Anzeigenteil Otto Hauser, Gotha.
Anzeigengebühr (nach Preisliste 2): die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pfg., die ganze Seite RM. 124.80 brutto. Seitenteile entsprechen

Die Einheit der Bibel

Das Gottesjahr 1936
herausgegeben von Wilhelm Stählin

Das Jahrbuch redet nicht von Einerleiheit, sondern von der inneren Einheit eines reich gegliederten Organismus, der inneren Geschlossenheit eines überaus spannungsreichen Ganzen. Es wird sichtbar gemacht, wie eine bestimmte Schau der Welt, der Menschen, der Geschichte, alle Teile der Heiligen Schrift zusammenschließt. Es ist die Rede davon, wie die ganze Bibel von der Wirklichkeit Gottes handelt, und wie alles in Christus seine lebendige Mitte hat. Es wird deutlich gemacht, wie der Gebrauch der Heiligen Schrift im Gottesdienst der Kirche dieseinnere Einheit darstellt und verwirklicht.

Mitarbeiter:
Wilhelm Stählin / Heinz Dietrich Wendland / Hans Ording Adolf Schlatter / Axel Werner Kühl / Kurt Reuber / Friedrich Schauer / Ludwig Heitmann / Karl Bornhäuser / Karl Bernhard Ritter / Hans Faißt / Anna Paulsen / Rudolf Spieker / Paul Schorlemmer / Wilhelm Hertzberg / Nikolaus von Arseniew / Walther Künneth / Walter Stökl

kart. Mk. 2.85 / Kohleinenband Mk. 3.85

Im Bärenreiter-Verlag zu Kassel

Junger ordinierter
Theologe
mit gründlicher wissenschaftlicher Bildung und evtl. englischer Sprac beherrschung wird für Missionars- und Pfarramtsstelle in Tokio gesuch Bewerbungen sofort an die
Ostasien-Mission, Berlin-Steglitz, Grunewaldstraße 2

Evangelisch-reformierte Gemeinde Leipzi
Zum 1. April 1936 ist die Stelle eines
Pfarrers
zu besetzen. Bewerbungsschreiben reform. Prediger mit Angabe d Lebenslaufes erbittet und nähere Auskunft erteilt:
Konsistorium der Evangelisch-reformierten Gemeinde Leipzig C. 1 Tröndlinring 7

Junges Mädchen
Mitte Zwanzig, Theologentochter, Vollwaise, Abitur, Aufenthalt i England, 6 Sem. Studium, Beherrschung der engl. Sprache, musikalisc geübt und gewandt in Haushaltführung wie im Umgang mit Kinder sucht geeignete Tätigkeit mit Gehalt. Nähere Auskunft dur Frau Professor Marie Boussет, Göttingen, Nikolausberger Weg 60

Wir suchen zu kaufen:
Luthers Werke. Weimarer u. Erlanger Ausgabe. Lat. u. deutsch
Calvin, Werke. Lateinisch und deutsch
Religion in Geschichte und Gegenwart. 2. Aufl.
Vilmar, Collegium biblicum.
Wir versenden kostenfrei:
Katalog 399: Praktische Theologie. 3662 Nummern.
Alfred Lorentz, Leipzig, Kurprinzstraße 10

Marburg a. d. Lahn
Schöne 1–2-Zimmer-Wohnung frei, möbliert od. u möbliert, mit herr Blick ins Tal, sonnige Südlage. Für alleinstehenden Herrn oder Dam Auf Wunsch gute Pflege. Zuschriften unter **„Patmos"** an den Verl der Christlichen Welt erbeten.

NEU!
WEIHNACHTEN
Bernhard v. Weimar
Histor. Roman von Felix Frhr. v. Stenglin
geb. RM 2.20

Lebensnahe Charakterkunde
von Prof. Dr. R. Müller-Freienfels
kart. RM 2.60

Umbruch im Morgenland
von Dr. G. Stratil-Sauer
kart. RM 2.60

W. R. LINDNER VERLAG LEIPZIG

Liturgische Blätter
REIHE I HEFT 6 RM. 1.20

Gedenkfeier der Heimgegangenen · Liturgischer Gottesdienst am Heimgangssonntag · Heimgangssonntag · Chorgebet.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG, GOTHA

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSG. VON HERMANN MULERT

Nr. 21 — Gotha, 2. November 1935 — 49. Jahrgang

Inhalt: Reformationsfest; Abend vor Allerheiligen [Sp. 969] — Sünde und Sündenvergebung [Sp. 969] — Die Fremdheit zwischen Katholiken und Protestanten [Sp. 971] — Hände [Sp. 972] — Der Teufel in der Literatur [Sp. 973] — Reformation oder Rückkehr zum Ursprung [Sp. 976] — Aus Zeitschriften [Sp. 978] — Das neue Schweizer Gesangbuch [Sp. 979] — Altgermanischer Zauberglaube [Sp. 979] — 6. Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte in Brüssel [Sp. 981] — Ruhender Dienst [Sp. 983] — Der Blinde [Sp. 985] — Christliche Blindenmission im Orient [Sp. 985] — Kagawa [Sp. 990] — Zur deutschen Judengesetzgebung [Sp. 994] — Augustusburg 1935 [Sp. 997] — Anna Schiebers Lebensgeschichte [Sp. 999] — Gottes Wort; Ein schweres Amt [Sp. 1000] — Das Antlitz des deutschen Volkes [Sp. 1001] — Urkunden [Sp. 1002] — Blick in die Welt [Sp. 1003] — Bücher und Schriften: De Godsdienst in zijn verschijningsvormen (Obbink); Fernost vor Gott (Devaranne); Die Liebe im Buddhismus und Christentum (Weinrich); Platons Gastmahl (Hildebrandt); Sophie la Roche (Milch); Albert Bitzius (Guggisberg); Die Abendmahlsfeier (Hupfeld); Die Seelsorge (Asmussen); Volkstümliche Predigt (Just); Heiliger Geist germanischer Konfession (Hohmann); Kleine Karten mit biblischen Bildern; Atta-Lantis (Geyer); Gesammelte Märchen (Kyber); Tjo sucht Abenteuer (Fleuron); Alte deutsche Städte (Höhn); Quer durch Abessinien, Die abessinische Kirche (Anstein) [Sp. 1006] — Chronik [Sp. 1011] — Verschiedenes: Zur Befriedung der Kirche; Reinhold Seeberg; Oesterreich; Immer schärfere Scheidung; Ostasien-Mission [Sp. 1014] — Anzeigen

Reformationsfest

Auf schrickt der Papst bei Luthers Hammerschlag;
Gerüstet steht die Christenheit zum Streite.
Wann, Geist des Herrn, wann einst du die entzweite?
Wann dämmerst du, o Weltversöhnungstag?

Abend vor Allerheiligen

Nein, Freund, ich weiß, noch sind wir nicht so weit,
Noch muß das Heer des Herrn zu Felde liegen.
Geduld, Geduld, und allzeit kampfbereit —
Wort Gottes voller Kraft, wann wirst du siegen?

J H

Sünde und Sündenvergebung

Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.
Luk. 23, 43

Unsern christlichen Lesern kann ich eine gute Nachricht geben. Das Wort „Sünde" kriegen wir wieder. Es war uns gleichsam davongelaufen. Es war aller Welt Wort geworden. Aber dieser Sieg bekam ihm schlecht. Es nahm zusehends ab an Gehalt und Wert. Man kannte es manchmal nicht wieder.

Es gibt ja ganz andre Wörter, die genügen für den gemeinen Gebrauch. Für alle möglichen Fälle in unterschiedlicher Bedeutung. Schwäche, Torheit, Bosheit, Gemeinheit, Fehltritt, Unrecht, Vergehen, Verbrechen. Nun hatte sich das Wort „Sünde" ausgebreitet wie ein zusammenfassender Begriff. Es war scheinbar ein Triumph des Christentums. Ein Erfolg der christlichen Erziehung, richtiger: des christlichen Unterrichts. „Wir sind allzumal Sünder."

Das hört nun auf. Man will von Sünde nichts mehr wissen. Es ist gut. Wir können es nur begrüßen. So können wir wieder zu einem reinen, rechtschaffenen Sündenbegriffe kommen.

Zwar „die Sünde ist das Unrecht". Vielmehr, alles Unrecht ist Sünde. Darin liegt ja schon, daß wir uns noch etwas Andres dabei denken, wenn wir „Sünde" sagen, als wenn wir „Unrecht" sagen. Das Unrecht wird schwerer genommen, wenn wir es Sünde nennen. Es wird vor Gott gestellt, wird Unrecht gegen ihn. Es gibt auch Unrecht vor der Welt, das kein Unrecht vor Gott ist.

Sünde hat es immer mit Gott zu tun. Daß die Ureltern im Paradies ein Gebot übertraten, welches sie hätten halten sollen, war unrecht. Daß sie damit der Schlange mehr vertrauten als ihrem Gott, der sie in dies Paradies gesetzt hatte, der es gut mit ihnen meinte, der sie auf eine Probe stellte, an welcher sie wachsen und reifen sollten, daß sie durchaus sein wollten wie Er, war Sünde.

Jesus tut dem Schächer zur Rechten das verlorene Paradies wieder auf. Wir hören nichts davon, was der und sein Kamerad verbrochen haben. Merken auch nichts davon, daß er im Unterschied von diesem sein Verbrechen zuvor schon bereut hätte. Wir dürfen ruhig annehmen, daß sie beide gleich schuldig waren und in gleicher dumpfer Verzweiflung am Kreuze hingen. Da gehen dem einen von beiden die Augen auf über dem Dritten, der zwischen ihnen hängt. Ueber seiner Reinheit und Güte. Ueber der Liebe, mit der er auch noch in der Todesnot, ja da erst recht, sein Volk und die ganze verlorene Menschheit umfaßt. Und er begreift: „wir sind billig drin in dieser Verdammnis, wir haben alle Ursache, Gott zu fürchten, wir sind allzumal Sünder." Ein Hauch der ewigen Gottesgüte, der vergebenden Gottesgüte hat ihn berührt in dem Todesleiden Jesu. Nun weiß er, was Sünde, daß er ein Sünder ist. Und: über alledem ist ihm seine Sünde schon vergeben! „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein."

Wer Luther irgendwie kennt, weiß, daß für ihn die Sünde der Unglaube ist. Nicht Leugnung des Dogmas, Zweifel an dem oder jenem Stück der Kirchenlehre, sondern die Weigerung an Gott, ihn über

alle Dinge zu fürchten und zu lieben, ihm über alle Dinge zu vertrauen. Das ist Sünde. Leute, die „nicht an Gott glauben", von keinem Gott und Vater im Himmel wissen, brauchen sich mit der „Sünde" nicht herumzuschlagen, können dies Wörtlein getrost fahren lassen. Wir, die wir „an Gott glauben", seine Kinder sind, nennen Sünde jedes Wanken und Schwanken unsres Vertrauens, unsres Gehorsams, unsrer Liebe zu ihm. Nicht weil wir seinen Zorn fürchten. Kommt sein Zorn über uns, so ist auch der der Zorn eines liebenden Vaters, der sein Kind zurechtbringen will und muß. Nein, weil wir seine Liebe mit Undank vergelten, ihm untreu gewesen sind, klagen wir uns der Sünde an. Wir leben in einer Atmosphäre der Sündenvergebung, Gott kommt uns zuvor mit seiner Geduld und Verzeihung, ehe wir noch sündigen. Aber darum ist unsere Schuld so groß, wenn wir sündigen.

Sünde ist eine Sache ganz allein zwischen uns und unserm Gott. Sie geht Niemanden etwas an. Außer wenn uns Jemand zurechthelfen will aus seiner großen Güte heraus, die ja doch nur ein Abglanz, ein Absenker ist von der größeren Güte des Allmächtigen. Dann soll er uns gelobt und gepriesen sein als getreuer Helfer. Aber mehr gelobt und gepriesen sein soll der ewige Gott selbst, der Sünden vergibt. Der die Sündenvergebung erfunden hat. Der sie um uns ausgebreitet hat als die Luft, die wir atmen, von der wir leben. Der da gemacht hat, daß, ehe noch Sünde, die Sündenvergebung da war. Das auch nur denken zu dürfen, ist etwas Ungeheures. R

Die Fremdheit zwischen Katholiken und Protestanten

Mit einem Aufsatz von Paul Fechter, der die Fremdheit zwischen Katholiken und Protestanten in Deutschland beklagt, setzt sich der auch Protestanten bekannte Jesuit Pribilla in den „Stimmen der Zeit" (Oktober 1935, S. 19 ff., Freiburg, Herder) auseinander. Wir fragen heute nicht, ob Fechter und auch Pribilla dabei über die Aufklärung ungerecht urteilen, die dazu geführt habe, daß liberales Bürgertum hochmütig und verständnislos über den Katholizismus aburteilt. Mag sie diese Wirkung oft gehabt haben, so hat doch erst sie eine Atmosphäre der Toleranz geschaffen, zu der es unter dem ungebrochenen Fanatismus früherer Zeit nicht kam.

Wichtiger ist, daß wir für Gegenwart und Zukunft weiterkommen. Und wenn ein Katholik mit soviel Wille zur Verständigung schreibt, wie Pribilla, werden Evangelische das gerne lesen. Von sympathischem Interesse ist auch ein Einwand, den er mir macht. Ich hatte geschrieben (CW Sp. 363):

„Daß wir nach bestem Wissen und Gewissen entscheiden, heißt mindestens für protestantische Christen, daß wir nach eigenem besten Wissen und Gewissen entscheiden sollen. Wir müssen zwar in tausend Dingen des täglichen Lebens auf den Rat von Sachverständigen hören, sind von ihm abhängig; das ist verständlich. Aber den Charakter sittlicher Entscheidung tragen unsere Entschlüsse nur, wenn, d. h. soweit wir sie nach unserem Gewissen treffen."

Pribilla sagt hierzu:

„Die Einschränkung ‚mindestens für protestantische Christen' kann ruhig wegfallen, denn auch für den Katholiken ist das Gewissen, und zwar das eigene Gewissen, die innere und letztlich entscheidende Norm für das sittliche Handeln. Dieser Grundsatz gilt ungeschmälert auch für den religiösen Bereich. Es ist eine ganz irrige Vorstellung, als ob in der katholischen Kirche den Gläubigen alle Verantwortung abgenommen und auf die Priester abgewälzt würde. Auch der Gehorsam gegen den Papst oder den Beichtvater ist nur dann ein sittlich guter und erlaubter Akt, wenn er in Uebereinstimmung mit dem eigenen Gewissen geleistet wird."

Pribilla hat ähnliche Gedanken früher in Auseinandersetzung mit dem Gießener Philosophen Messe ausgesprochen. Und wenn auch aus der Geschichte der katholischen Kirche viele Worte und Vorfälle sich anführen lassen, in denen viel mehr die Autorität der Kirche betont wird, als die Gewissensselbständigkeit des Einzelnen, so freuen wir uns doch darüber, daß in der sittlichen Grundüberzeugung, um die es sich hier handelt, angesehene Katholiken mit uns übereinstimmen. Je klarer das wird und je mehr es sich auswirkt, um so besser läßt sich die Fremdheit überwinden, die wir beiderseits beklagen.

Aber es bleibt zu fragen, ob wir jenen Grundsatz gleich auffassen. Denn Pribilla hält daneben die Autorität der Kirche fest und sagt, „daß der Protestantismus kraft seines Prinzips der freien Forschung kein Kirche aufbauen kann". Und er kann sich da auf Worte von Friedrich Paulsen und Adolf Keller berufen, die den revolutionären Charakter der von Luther geforderten Gewissensselbständigkeit hervorheben. Doch soll man nicht übertreiben. Tatsächlich haben wir evangelische Kirchen; und viele von ihnen festigen sich in der Gegenwart. Wir leben eben nicht bloß aus abstrakten Grundsätzen, sondern leben von gemeinsamem geistigem Besitz, gemeinsamer Geschichte, und neben der Gewissensselbständigkeit steht die Liebe. Wenn aber Pribilla, der doch sicher an solchem Kirchentum festhalten will, wie es das katholische ist, erklärt, damit sei freie Forschung unvereinbar, so erhebt sich die Frage, wie will er Gewissensselbständigkeit anerkennen, freie Forschung jedoch ablehnen? Offenbar denken wir hier nicht gleich. Wieso, sollten wir deutlicher sehen. Daß wir uns verständigen, die Fremdheit überwinden, dazu ist oft das erste, daß wir erkennen, wo wir uns unterscheiden. M

Hände

Zu der Handzeichnung Dürers in der Albertina

„Und der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern." Ps. 90, 17.

Du gabst uns Hände, Herr, gabst uns die Hände,
daß etwas Gutes wir mit ihnen schaffen.
Sie sind uns Werkzeug, sind uns gute Waffen,
daß sich die Finsternis zum Lichte wende.

So gib, daß wir getreu die Hände straffen
zu Deinem Dienst bis hin an unser Ende.
Rüst' uns mit Mut, und frohe Kraft uns spende,
daß Geist und Hände nimmermehr erschlaffen.

Darum die Hände wir zu Dir erheben,
des Dankes voll, und doch mit brünst'gem Flehen,
Du wollest unsrer Hände Werk ansehen,

Voll Gnad' und Huld, zu fördern unser Leben,
Dir sei geweiht der Hände redlich Streben.
Auf daß allzeit Dein Wille mög' geschehen.

Raimund Eberhard

Der Teufel in der Literatur

„Besonders in unsern Tagen ist der Teufel ein Gegenstand lebendigen Interesses geworden", so behauptet Maximilian Rudwin, Professor für Französisch an der Baker-Universität in Baldwin, Kansas (USA.), in seiner Schrift „The Devil in Legend and Literature" (Der Teufel in Legende und Literatur), Chikago und London, The open court publishing Company, Preis 3 Dollar. Darum bemüht sich Rudwin, des lebendigen Interesses sicher, alles was die Religionsgeschichte, die Legende, ganz besonders aber auch die neuere schöne Literatur in Romanen, Novellen, Dramen vom Teufel sagt, übersichtlich zu ordnen und darzustellen. Er hat offenbar seit Jahrzehnten mit Vorliebe diese Schriften studiert, auch eine Anthologie Devil Stories (Teufelsgeschichten) 1921 herausgegeben. Wenn ich recht sehe, treibt ihn in erster Linie eine ästhetische Bewunderung der Brauchbarkeit der Teufelsgestalt für die neuere Poesie. Man kann in der Tat sagen: Welche gewaltige Bedeutung hat der Teufel z. B. bei Dante, Calderon, Milton, Klopstock, Le Sage, bei Goethe, Byron, V. Hugo, Balzac, Mérimée, Baudelaire, E. T. A. Hoffmann, Chateaubriand, A. France, Strindberg, um nur Einige zu nennen. Aber Rudwin schießt weit über das Ziel hinaus, wenn er S. 272 f. daraus folgert:

Jämmerlich würde die Lage der Literatur ohne den Teufel sein. — Alle wirklichen Geschichten hängen von Komplotten oder Verwicklungen ab. Alle Verwicklungen hängen von der Dazwischenkunft des Teufels ab. Folglich hängen alle wirklichen Geschichten vom Teufel ab.

Der Gegenbeweis ist leicht geliefert. Man kann viele Schriften der eben angeführten Autoren, um von andern bedeutenden Schriftstellern zu schweigen, anführen, bei denen der Teufel überhaupt nicht vorkommt. Wie ist der auffallende Fehlschluß von Rudwin zu erklären? Er hat sich so gewöhnt, Evil und Devil (Uebel und Teufel) in eins zu sehen, daß er fürchtet, wenn man den Teufel streicht, müsse man zu einem Optimismus gelangen, wie er im 18. Jahrhundert herrschte, in dem man die furchtbare Realität der Sünde und des Uebels in ihrer wahren Bedeutung nicht mehr sah. Es ist ganz richtig, daß mit einer tieferen Betrachtung der Doppelseitigkeit der Welt seit dem 14. Jahrhundert der Blick für das „Diabolische" und „Dämonische" gewachsen ist. Aber folgt daraus die Annahme, daß der Teufel eine persönliche Existenz haben oder gar, daß es Scharen von Dämonen geben müsse? Rudwin geht in seinem Buche sonst streng historisch vor und scheidet die Wahrheitsfrage aus. In der Tat ist dies ja auch in den meisten Abschnitten nicht anders möglich. Denn wie kann man anders als historisch berichten, daß der mittelalterliche Teufel seine Hörner von Dionysos, den Pferdefuß von Loki oder den Ziegenfuß von Pan geerbt habe; daß die schwarze Farbe des Teufels aus Abneigung vor der schwarzen afrikanischen Rasse stammt, während die Westafrikaner vom weißen Teufel reden? Dagegen ist bei allen Orientalen flammendes Rot die teuflische Farbe, während die Spanier „grün wie der Teufel" sagen, weil Grün die heilige Farbe der Mauren war. Ebenso kann nur historisch berichtet werden, daß die erste ausgeführte Geschichte von einem Pakt eines Menschen mit dem Teufel die im 10. Jahrhundert erzählte und oft wiederholte Geschichte des Presbyters Theophilus von Adana in Zilizien (im 6. Jahrhundert) war, der durch einen förmlichen Pakt mit dem Teufel zu kirchlichen Ehren gelangte, später aber durch die Gnade der Maria auf Grund seiner Reue Verzeihung erhielt. Diese oft wiedererzählte Legende ist dann in die Faust-Sage eingemündet. Doch hat die deutsche Sage den großen Ernst, daß ihr eine Errettung aus dem teuflischen Pakt nicht möglich erscheint. Erst Goethe hat die himmlische Gnade wieder triumphieren lassen.

Aber im 10. Kapitel tritt der sonst objektiv, doch mit innerer Freude referierende Autor aus seiner Zurückhaltung hervor und reiht sich in die Schar der Apologeten ein, indem er den „Glauben an den Teufel" bekennt und zu begründen sucht. Doch er bringt keine neuen Gründe. Ich habe überhaupt noch keinen Apologeten des Teufels gefunden, der anders vorgegangen wäre, als daß er, um mit Otto Piper zu reden, von einer „Vielheit verderbender Prinzipien" redete, „die sich gegenseitig bald schädigen, bald unterstützen, denen allen aber die Tendenz auf Vernichtung der schöpfungsmäßigen Güter gemeinsam ist".[1]) Rudwin verteidigt im Grunde auch nur die Realität solcher Verderbensmächte. Er kämpft gegen flachen Optimismus. Gelegentlich sagt er (S. 109) ganz richtig: „Ob nun der Teufel existiert oder nicht, das Diabolische existiert unleugbar." In diesem Satze können sich Leugner und Anhänger der Existenz des Teufels zusammenfinden. Aber Rudwin geht doch darüber hinaus. Es sind drei Gründe, die ihn bewegen: 1. die Einmütigkeit der kirchlichen Denker, 2. die Zeugnisse von Menschen, die den Teufel gesehen zu haben meinen, wie der heilige Antonius, Luther und manche mittelalterliche Mönche, 3. die Einheit des Reichs des Bösen. Dies letztere Argument schlägt aber in das Gegenteil um, wenn man erwägt, daß das Böse eine sich selbst zerstörende Vielheit ist, die nichts bleibend Positives schaffen kann, sondern trotz aller Furchtbarkeit die Tendenz zur Selbstauflösung und -zerstörung in sich trägt. Was das zweite Argument betrifft, so ist klar, daß ein vorhandener Glaube, von lebhafter Phantasie getragen, Vergegenwärtigungen bis zur Vision hin erzeugen kann. Das erste Argument führt immer wieder auf das mit dem Teufelsglauben eigentlich Gemeinte: die in mythischer Form sich darstellende Auffassung von der Realität, Macht und Furchtbarkeit des Widergöttlichen. Noch bedenklicher erscheint es, wenn Rudwin Menschen nennt, die nicht an Gott, wohl aber an den Teufel glauben: Mérimée, Gautier, Baudelaire, Anatole France. Er geht so weit, daß er aus Anlaß eines satirischen Gedichts „La mort du diable" (S. 117) schreibt: „Der Tod des Teufels wäre das größte Unglück für die Menschheit." „Tugend kann nicht existieren, ohne daß das Laster sich ihr entgegensetzt. Es ist außerdem zweifelhaft, welche Menschen noch Tugend üben würden, wenn der Teufel tot wäre." Hier wird die beste Verteidigung des Teufels aus Goethes Vorspiel zum Faust aufgenommen. „Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen..." Aber ohne die Fiktion des Teufels läßt sich die bleibende Wahrheit so ausdrücken: Auch alles Böse wird von Gott überwacht und so geleitet, daß es dienendes Mittel für sein Reich werden muß. Man kann also den Teufel eine „Fiktion" nennen, aber nicht in dem Sinne Vaihingers, als ob diese Fiktion notwendig bleiben müsse, sondern in dem abgeschwächten Sinne, den Vaihingers Schüler oft brauchen, eine Fiktion, hinter der ein Wahrheitsmoment liegt, das aber auch in andern Formen sich aussprechen kann.

Merkwürdig ist mir, daß Rudwin den Gedanken einer einstigen Errettung des Teufels ganz ablehnt, obwohl er die Geschichte dieses Gedankens von Origenes an durch die Geschichte verfolgt. Seine zuweilen auftretende Sympathie mit dem Teufel müßte eigentlich darauf führen. Sein Gegengrund ist: Es würde dann eine Welt ohne Uebel geben. Indessen haben alle Verteidiger einer Hoffnung auf endliche Wiederbringung aller Gegner Gottes nie an eine irdische Vollendung, sondern an ein überweltliches Reich Gottes gedacht, das zuletzt alles Widergöttliche zurückführt.

Rudwins Buch enthält auch viel Humoristisches, wie denn schon im Mittelalter der Teufel oft eine komische Figur geworden ist. Er erzählt, daß Joseph Görres einst das Manuskript seines Werkes „Die christliche Mystik" verloren hatte

[1]) RGG V², Sp. 1067.

und nun glaubte, der Teufel habe es ihm gestohlen, weil er empört sei, daß seine Schliche so gut aufgedeckt seien. Doch fand sich das Werk einige Tage später im Bücherschrank wieder. Rudwin meint, daß nicht jedes Werk über den Satan dessen Zorn errege; über manches Buch könnte der Teufel nur lächeln. Doch wagt er sich etwas zu weit in die Psychologie des Teufels vor, wenn er schreibt: „Satan scheint jedoch sich zu krümmen, wenn er einer unbarmherzigen Analyse wissenschaftlicher Untersuchung unterzogen wird" (S. X). Damit überschätzt er die transzendente Wirkung seines eignen Buches.

Besonders interessant sind die Ausführungen über französische und englische Romantiker, die Luzifer wie Prometheus als enthusiastischen Verteidiger menschlicher Vernunft, Freiheit und Humanität betrachteten, und daher die Empörung Luzifers als Urbild aller Empörung auf Erden gegen irdische Ungerechtigkeit, also auch gegen die Ungerechtigkeit himmlischer Hierarchie ansahen. Byrons Cain, Strindbergs Luzifer feiern geradezu Luzifer als Segenbringer der Menschheit wie einst Prometheus, und Richard Dehmel nennt ihn „Glanzbringer, Lichtschöpfer, Mutwecker, Weltbegeisterer". Von hier aus hatte sich geradezu ein Satanskult bei einigen Romantikern ergeben. Eine Parallele zur bolschewistischen Gottlosenbewegung, die Rudwin nicht nennt, würde hier einiges in dieser Bewegung verständlich machen. Wenn dem Teufel die Förderung außerordentlicher Leistungen zugeschrieben wird, wie der Bau schwieriger Brücken oder Kathedralen, wenn er auch als Verteidiger der angeklagten Unschuld, als Züchtiger aller Moralheuchelei erscheint, wenn ihm sogar Ehrlichkeit und Treue zugeschrieben wird, so ist dies wieder ein Beweis, daß wir keine Verkörperung des rein Bösen ausmalen können. Weil das menschlich Böse immer mit Gutem gemischt ist, färbt diese menschliche Art leicht auf das Teufelsbild ab.

Das Buch zerfällt in einzelne Kapitel, wie die über den Dämon Asmodi, der aus dem Buche Tobit bekannt ist, über Lilith, ein Nachtgespenst nach Art eines Vampyrs, das Jes. 34, 14 erwähnt, von der jüdischen Legende zur ersten Frau Adams gemacht wird. Der Name Luzifer stammt aus Jes. 14, 12, wo der König von Babylon in der Unterwelt verhöhnt wird: „Wie bist du vom Himmel gefallen, strahlender Morgenstern!" Auch Luk. 10, 14 ist zu vergleichen: „Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz." Auch Zahl, Namen, Gestalt der Teufel, die Herrschaft des Teufels in der Unterwelt und auf dieser Erde werden von Rudwin behandelt, sowie die Darstellung des Kampfes zwischen dem Teufel und Gott um diese Welt. Christliche Schriftsteller grenzen zuweilen an persischen und gnostischen Dualismus, wenn sie dem Teufel Macht und Verfügung über diese Welt zuschreiben. Doch mischen sich auch hier wieder humoristische Züge hinein. Zum Beispiel erzählt die jüdische Legende, daß der Satan, um das Menschengeschlecht zu vernichten, sich als blinder Passagier in die Arche Noah eingeschlichen habe; er habe ein Loch in den Boden gebohrt, aber der Igel habe mit seinem Körper das Loch wieder verschlossen und so das Menschengeschlecht gerettet. Teufelspakte und Verführung durch Teufel, die die Gestalt eines Weibes annehmen, Teufelsbuhlschaften, werden erzählt. Die Frage, ob und was für Kinder so etwa erzeugt werden können, wird angeführt. Vollständigkeit ist auf diesem weiten Gebiet nicht zu erreichen. Wenn das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" bis zum Buchstaben T vorgedrungen sein wird, wird manches neue Material dargeboten werden.

Auch Versehen sind nicht zu vermeiden. So folgt Rudwin recht trüben Quellen, wenn er es als historisch beglaubigt erzählt, daß Luther ein Tintenfaß gegen den Teufel geworfen habe (S. 24 und S. 110). Er behauptet, an zwei Stellen des Neuen Testaments werde der Teufel schon in Gestalt eines Hundes betrachtet. An beiden Stellen aber (Phil. 3, 2 und Offenb. Joh. 22, 15) werden vielmehr abtrünnige Menschen Hunde genannt (S. 39).

Im ganzen wird der reiche religionsgeschichtlich und literarhistorische Stoff all denen etwas bieten, di an dieser Seite der Geschichte Interesse haben. Abe ablehnen muß ich die Antwort, die nach S. IX ein fran zösischer Bischof dem Pater Delaporte gab: „Wen Jeder sich selbst mit dem Teufel beschäftigt, wie Sie e tun, dann wird das Reich Gottes dabei gewinnen.

Basel Johannes Wendland

Reformation oder Rückkehr zum Ursprun

Diese Schrift Johannes Müllers[1]) ist das Revolutionärst was er bis jetzt geschrieben hat, sicher auch die schärfste un unmißverständlichste Auseinandersetzung mit Theologie un Kirche, die dem „Christentum" mit rücksichtsloser Schärfe zeig daß seine Grundlagen, nicht nur in der Art der Behandlun Methode und Anwendung, falsch sind, aber wohlverstande nicht von einem „neuen Glauben" aus, der Jesus beiseite schiebt, sondern gerade von Jesus und dem Reiche Gottes aus das er freilich anders kennt als das offizielle Christentum, j das er im äußersten Gegensatz zu diesem sieht.

Das offizielle Christentum (ob katholisch oder protestantisch ist hier, aufs Wesentliche gesehen, gleichgültig) ist ihm nich nur „Verweltlichung" des Evangeliums im eigentlichen Sinn sondern geradezu Hindernis, ja die Vereitlung des Reiche Gottes. Er behandelt hier, wie er selber sagt, den Gegen satz zwischen Jesus und dem Christentum zur erstenmal historisch, „indem ich geschichtlich zeige, wie au Jesus das Christentum und aus Luther der Protestantismu wurde und die Kirchen, wie sie heute sind und in der No und Wende der Zeit versagen müssen". Es ist die Diagnos eines Sehers, die auf „Tod" lautet, wenn nicht das Wunde einer vollständigen Umkehr und wesenhaften Neubegründun geschieht. Als ein Prophet und Sachkenner aus Berufun zeigt er die letzten Ursachen des Versagens, auch das Stecken bleiben Luthers und die erneute Fehlentwicklung seit ihm, de heutigen Versagens, wie es konstitutionell und wesenhaft be dingt ist, daß es gar nicht anders sein kann! Hier werden Theo logie und Kirche gestellt, dieses Heft bedeutet ein derartig ver nichtendes Urteil über ihre innerste Begründung, daß ma spürt: da gibt es tatsächlich nur ein Entweder-Oder! Wohl verstanden, nicht über Kirche schlechthin, sondern über Kirche wie sie geworden ist und heute sich darstellt.

Johannes Müller macht einem die Kirche nicht unmöglich aber seine „Ketzereien" gehen weit über alles hinaus, wa heute so als ketzerisch bezeichnet wird; sie greifen durchau an das, was die Kirche als „ihre Substanz" ansieht, aber da kommt nur daher, weil „Nachfolge" und „Leben au Gott" für ihn etwas ganz Anderes, viel radikal Umwälzen deres sind als das „christliche Leben", das die Kirche für ge wöhnlich vermittelt. Er sieht das vom Gegensatz eigenster täg licher Urerfahrung des Eigentlichen her, wie es neu un elementar bei ihm hervorgebrochen ist jenseits aller gelehrte und organisierten Religion. Da ist „der Ursprung" wiede lebendig geworden in einer schlechthin schicksalhaften Weis Von daher ergeht sein Gericht, denn es steht Auftrag un Vollmacht dahinter (wenn die Kirche Gott ernst nimmt, mu sie auch dieses Gericht über sich ernst nehmen!).

Wenn die Kirche sagt, ihre Grundlage sei Jesus Christu („einen andern Grund kann Niemand legen..."), so muß e sagen: das schon, aber trotzdem wißt ihr nicht, was Reic Gottes ist (den Begriff habt ihr, aber nicht die lebendig Wirklichkeit, oder etwas, von dem ihr euch einbildet, da es Reich Gottes sei.[2]) Durch den Kreuzestod, wie ihr ihn ver kündigt, ist die Christenheit bis jetzt nicht erlöst worden. E kommt auf etwas ganz anderes an als auf diesen „Glauben (die Sündenvergebung ist auch schon die Voraussetzung fü die Botschaft Jesu vom Reiche Gottes; die wurde durch ih offenbar, die brauchte nicht erst beschafft zu werden!). E kommt auf etwas anderes an als auf die „Entlastung de Bewußtseins" durch solchen „Glauben" und auf „Leben nac christlichen Grundsätzen". Die ganze Konstitution und Lebens funktion ist verkehrt! Die wird nicht richtig, wenn die ver

[1]) Verlag der „Grünen Blätter", Schloß Elmau, Post Klais Obb., 2.50 M.

[2]) Vgl. sein Buch „Die Verwirklichung des Reiches Gottes (Beck, München 1933).

kehrte „christlich" wird! Das „Christentum" bringt es aber nur fertig, den alten Menschen christlich zu machen, ohne daß Konstitution und Funktion der ganzen Lebensführung wesenhaft neu wird. Müller zeigt unerbittlich, wie durch „die Vergeistigung des Glaubens" und durch „die Vermenschlichung des Wegs" wahrer Glaube verhindert und der Weg ins Reich Gottes (der nie ein „menschenmöglicher" ist!) verbaut wird, ja überhaupt nicht gefunden werden kann. Das „Christentum" lebt aber von der „Vergeistigung des Glaubens" und von der „Vermenschlichung des Wegs"! „Das Reich Gottes kommt nicht auf geistigem Wege, durch religiöses und sittliches Leben (im üblichen Sinn), sondern auf schöpferische Weise." Dieser entscheidende Unterschied muß einem einmal aufgehen, damit man sieht, daß es da nur ein Entweder-Oder, aber kein Sowohl-als-Auch gibt! Der „geistige Weg" ist aber der Weg der Kirche und ihrer Praxis, und das ist der „breite Weg", der nie aus dem Grundverhängnis des Verderbens herausführt. Auf diesem Weg wird der Mensch wohl „religiös", wird ein „Christ", aber kein „neuer Mensch"! Die Grundsünde, die konstitutionell in seinem urheberischen Ich-Leben begründet liegt, wird dadurch nicht überwunden, auch wenn man noch so sehr an die Erlösung glaubt! Er macht es mit seinem „christlich" gewordenen Ich, das auch beten und glauben kann, aber nicht Gott selbst! Gott wird so der große Lückenbüßer, alles geschieht „in seinem Namen", und in Wirklichkeit ist es der „Herren eigener Geist", auch wenn er von der Bibel bezogen wird!

Das Wirken Gottes durch den Menschen auf schöpferische Weise (d. h. eben Reich Gottes!) ist etwas ganz anderes, direkt entgegengesetzt dem gewöhnlichen „christlichen Leben der Gläubigen". Wer weiß im Christentum etwas von der „Empfängnis des Willens Gottes jedes Augenblicks"? Gerade dies wird verhindert, wenn das konkrete Leben immer „von der Schrift her" beleuchtet wird! Das unmittelbare Empfangen und Geschehen des Willens Gottes wird unmöglich gemacht, wenn sich der Mensch immer erst fragen muß, was er jetzt „im Sinne Jesu", nach dem oder jenem Gebot oder Wort zu tun hat. Das ist reflektierter, aber kein ursprünglicher Glaube, d. h. in Wirklichkeit nur Scheinglaube, und gehört direkt in das Kapitel vom „Sündenfall": „Das Heil wird damit geradezu auf den Sündenfall gegründet, der in dem Wissenwollen, was gut und böse ist, und in dem Seinwollen wie Gott bestand..." In der Vermittlung und Anwendung solchen „Wissens" besteht aber nach Johannes Müller das Christentum! So kommt es zu dem vernichtenden Urteil: in seinem Grundwesen ist es selber „gott-los", auch wenn es den Vatergott verkündigt! Weil die Lebenspraxis des Einzelnen mit Naturnotwendigkeit auf dieser Grundlage „gottlos" werden muß vor lauter Religion! Weil das religiöse Ich sich ahnungslos, mit tiefstem Ernst, an die Stelle Gottes setzt!

Demgegenüber wird hier „neue Kreatur" gezeigt (keine Neuauflage des alten Menschen mit christlichen Vorzeichen), der Mensch in seinem tatsächlichen Nichtswissen und Nichtskönnen Gott gegenüber in jeder Lebenslage und sein Leben aus dauerndem Empfangen von Augenblick zu Augenblick (das ist eben Leben „nur aus Gnaden"!), so daß es wirklich Gott selbst ist, der durch das Leben seinen Willen kundgibt (immer organisch, nie magisch, in allem wirksamen Leben verborgen) und so durch das Leben direkt auf den Menschen und in ihn hineinwirkt und ihm mit dem empfangenen wirksamen Eindruck die Klarheit, was zu tun ist, und die Kraft, es auszuführen, schenkt, und dadurch auf höhere Weise, aber doch naturartig, selbst durch den Menschen verwirklicht, was Er haben will (da ist der Mensch tatsächlich „nichts", aber Gott alles in allem!). Da kann man die Direktiven aus keiner Vergangenheit und aus keiner Schrift holen (auch nicht aus dem „Worte Gottes"), sondern Gott selbst muß es mir unmittelbar geben und direkt in mir bewirken durch den konkreten Lebensanspruch im Hier und Jetzt (das ist die rechte Gotteskindschaft, die souveräne Unmittelbarkeit zu Gott).[3]) Denn jede Lebenslage ist einmalig, und immer nur eines ist das einzig Richtige, was den Willen Gottes in diesem Augenblick erfüllt. Das kann aber nur Gott selbst mir sagen und durch mich tun! Wir brauchen also keine „Reformation" des Bestehenden, sondern helfen kann allein „die Rückkehr zum Ursprung"! Wie sich das praktisch für die Kirche auswirken würde, hat Joh. Müller in seiner „Volkskirche" niedergelegt.

St. Blasien Maurus Gerner-Beuerle

[3] Vgl. auch das neueste Heft der „Grünen Blätter": „Der direkte Weg zum Heil."

Aus Zeitschriften

„Der Liberalismus hat mit dem Amt des evangelischen Religionslehrers weidlich Schindluder getrieben. Folgende Erfindungen danken wir ihm: den Religionslehrer, der einmal Theologe war und dann, weil er ‚nicht mehr' glauben konnte, Religionslehrer wurde; den Religionslehrer, der nie einen Glauben hatte und meinte, den Religionsunterricht hypothetisch geben zu können, ‚als ob' er glaubte; den Religionslehrer, der über das Evangelium erhaben war und ‚seine eigene Religiosität' lehrte. Daß das deutsche Volk der letzten Jahrzehnte vor seinem Lehrerstand nicht allzu große Achtung hatte, ist zu einem beträchtlichen Teil in dem Vorhandensein von Religionslehrern solchen Stils begründet. Denn eine solche Religionslehrerschaft macht das Heilige zur Lüge. Indem wir dem evangelischen Religionslehrer die neuen Aufgaben stellen... brechen wir mit dieser Lüge. Denn an dieser Aufgabenstellung scheitern jene liberalen Haltungen zwangsläufig." (Deutsche Theologie, Heft 4/5, Stuttgart, Kohlhammer, S. 152.)

Daß der Liberalismus oft entartete, wissen wir, und das ist auch in Blättern wie dem Protestantenblatt, der CW, der Freien Volkskirche klar gesagt worden. Aber kann man ein solches Zerrbild von ihm entwerfen, wie es in vorstehenden Worten Helmut Kittel in Danzig tut, wenn man auch nur eine Ahnung davon hat, was der Liberalismus in den beiden letzten Jahrhunderten für die Erringung der Gewissensfreiheit, für die Erziehung der Einzelnen und der Völker zur Selbständigkeit geleistet hat?

Vom Werte selbständiger Wahrhaftigkeit in Staat und Kirche, vom Schaden alles Zwanges auf die Gewissen, und davon, daß christliche Gemeinschaft durch Dogma und Theologie oft viel mehr erschwert als herbeigeführt wird, wird im Juniheft der „Deutschen Theologie" in ganz anderem Geiste geredet:

„Wir kommen nicht mit den katholischen Christen zusammen, weil das Dogma zwischen uns steht... Ebenso steht zwischen dem evangelischen Pfarrstand und der Mehrheit unseres Volkes trennend das von der Reformation geschaffene Dogma. Was macht den Theologen und das Bekenntnis zum Hindernis für die kirchliche Gemeinschaft? Wir vollziehen mit unserer theologischen Arbeit eine Denkleistung, die die, die an ihr teilhaben, zu einer starken Gemeinschaft verbindet. Diese Gemeinschaft ist aber von einer anderen Art als die kirchliche. Denn das Ziel und die Wirkung der Botschaft Jesu besteht nicht nur in einer Denkleistung... Wer darum die Einigung und Begrenzung der Kirche durch das Wissen herbeiführen will, wird unvermeidlich dazu getrieben, die Einheit durch Einerleiheit zu ersetzen und die Gemeinschaft durch Gleichmachung herzustellen. Gleichheit aber entsteht nur durch Zwang, und der Zwang vertreibt die Wahrheit, und dies ist das Ende der Gemeinschaft. Die Versuche, die Kirche durch die Einheit der Theologie zu begründen, haben immer nur zum Streit geführt. Schon der Staat gefährdet die völkische Gemeinschaft schwer, wenn er die Einheit der Weltanschauung zu ihrer Bedingung macht, und die Kirche zerfällt vollends in einen Haufen von Sekten, wenn sie von ihren Gliedern dieselben Aussagen über Gottes Verhalten gegen uns verlangt. Gewiß, die Wahrheit ist nur eine; das ist so absolut gewiß, wie daß Gott einer und die Natur eine und der Christus einer ist. Aber Gott erweist sich dadurch als die Wahrheit, daß er jeden von uns wahrhaftig macht, und keiner von uns ist dem andern gleich. Man hat in den letzten Jahrzehnten nicht selten in höhnendem Tone gesagt, wir hätten aus unserer Kirche einen ‚Sprechsaal' gemacht. Hätten wir dies doch nur zustande gebracht! Wo in aller Welt gibt es denn einen Ort, an dem ein jeder sprechen, nicht Erheucheltes und Nachgeschwatztes, womit er sich in eine ihm fremde Formung hineinzwängt, sondern das ihm selbst gegebene Wort, wenn es nicht die kirchliche Gemeinschaft ist? Statt dessen hatten wir Tausende, die in der Kirche schwiegen und vereinsamten, und andere Tausende, die sagten, was sie innerlich ablehnten, weil man ihnen gesagt hatte, daß sie es sagen müßten." (S. 186—187.)

Der dies schreibt, ist kein Geringerer als der ehrwürdige Adolf Schlatter. Niemand, der Schlatters durch mehr als ein halbes Jahrhundert reichende theologische Arbeit kennt, kann ihn mit vulgärem Liberalismus zusammenbringen; auch viele in der CW vertretene Gedanken hat er stets abgelehnt. Aber dieser tapferen und kritischen Worte, die er

in einem Aufsatz über die Grenzen der kirchlichen Gemeinschaft schrieb, können wir uns nur herzlich freuen.

Die beiden Hefte enthalten außerdem unter anderem zwei Predigten über das Kreuz Jesu und die Auferstehung Jesu. Mit tiefstem Ernst ist vom Kreuze geredet, und das Wesentliche des Osterglaubens wird nicht im Fürwahrhalten von äußerlich Geschehenem gefunden (wie viel Streit ist aber in der Christenheit um die Geschichtlichkeit der „leiblichen" Auferstehung gewesen!), sondern darin, daß wir „das Ja zum Kreuze Christi innerlich lernen und daran den Gott des Evangeliums in seiner wunderbaren, allen unseren Ansprüchen und Vorurteilen widersprechenden Art kennen und anbeten lernen". Also Hinwendung vom Geschichtlichen zum Innerlichen, und doch in anderer Weise als bei der Mystik. Der Theolog, dem wir diese Predigten verdanken, ist Professor Hirsch.

M

Das neue Schweizer Gesangbuch

Ueber das neue Schweizer Gesangbuch sei hier ein Urteil mitgeteilt, das anders lautet, als das Platzhoffs (Sp. 809 ff.):

Man ist in der Schweiz von dem Entwurf nicht überall so erfreut, wie es nach Platzhoff scheint. „Das große Weltgewichte" und „schimpfieret" in Gerhardts Passionslied hat er nicht erwähnt; kaum ein deutsches Gesangbuch neuerer Art wagt solche Archaismen. Schlechte Umdichtungen will in der Tat kein Mensch in der Schweiz. Es ist aber nicht bloß „der bekannte Widerstand der Gemeinden gegen jede Neuerung", der sich gegen den Entwurf richtet, sondern sehr Berufene wenden sich gegen eine allzu große Ausmerzung Hunderter von Liedern, die hauptsächlich dem Grundsatz zum Opfer fallen, daß eine Repristination des reinen Luthertums vonnöten und ein Lied um so schlechter sei, als es sich zeitlich von jenem Zeitalter entferne. Gellert ist fast ganz gefallen, Spitta ebenso, und was nur von ferne an Idealismus und gar Aufklärung erinnert, ist gestrichen. Ganz besonderen Widerspruch erweckt die Zurückdrängung des in der Schweiz durchaus heimischen und von vielen Besuchern erstaunt miterlebten vierstimmigen Gemeindechorals. Soviel es irgend ging, wurden die Lieder einstimmig gesetzt, was eine vollständige Neuerung bedeutet. Man muß wissen, daß ganze Kantone regelmäßig die Choräle vor dem Gottesdienst einüben, daß die Volkstümlichkeit der Kirche zum großen Teil auf diesem fleißig gepflegten Volksgut beruht. Statt dessen soll nun in den einstimmigen Chorälen meist die berühmte „Rhythmik" eingeführt werden. Ich weiß, daß sie auch in Deutschland Widerspruch erfährt und nur möglich ist, weil der Knaben- oder Kirchenchor anführt. Wenn man das Bachsche Vorbild des wahrhaft rhythmischen Chorals ablehnt, so vermag man in einer Kirche nicht durchzudringen, die so ehrerbietig von Bachs unübertroffener Kunst denkt und sie in den Münstern und Sälen mit Andacht hört. Es wird diese „Arhythmik", wie sie aus vorbachischer Zeit ausgegraben wird, von weiten Kreisen abgelehnt. Anderseits geben wir gern zu, daß von ihrem Standpunkt die Erben der hymnologischen Arbeit Spittas und Smends in Straßburg sehr gewissenhaft vorgingen. Es fragt sich nur, ob diese Schule Anrecht auf Alleinherrschaft hat und ein ausgesprochenes Volksgut wie der Schweizer Kirchengesang um eines hymnologischen Dogmas willen völlig „umgebrochen" werden soll.

Basel Hans Baur

Altgermanischer Zauberglaube

Die folgenden Darlegungen sollen eine Ergänzung des „Gesprächs um den Mythus" (vgl. Hermann Schuster in Nr. 13) bieten. In seiner Schrift „An die Dunkelmänner unserer Zeit" wiederholt Rosenberg die schon in seinem großen Werk enthaltene Behauptung, das alte germanische Leben sei von jedem Zauber- und Hexenwahn völlig frei gewesen. Breite Ausführungen darüber auf Seite 60 f. gipfeln in dem Satz: „Also konnten unsere Altvordern den Hexenglauben gar nicht haben." Erst die Kirche habe diesen verderblichen Aberglauben in Deutschland eingeführt, dem zahllose Menschen zum Opfer gefallen seien. Diese Behauptung wird dann ungeprüft von Andern übernommen und weitergegeben. Die Wissenschaft und die Geschichte wird nicht bloß „von den römischen Schreibern", wie Rosenberg sagt, immer nur „als Mittel zu einem bestimmten Zweck gebraucht" (S. 15), sondern das ist auch auf der Gegenseite durchaus üblich. Man denke an Karl, „den Sachsenschlächter", und Widukind! Wer die oben angeführte Behauptung Rosenbergs nachprüfen will, sei auf die nordischen Sagas verwiesen, aus denen man altgermanisches Leben nach dem Urteil der Fachmänner am besten kennenlernen kann. Kommen da etwa keine Hexen vor? Gibt es da keinen Zauber? Im Band 9 der Sammlung Thule sagt der Herausgeber Felix Niedner in der Einleitung zu der Erzählung „Kormak, der Liebesdichter" S. 15:

Auch der breite Raum, den der Zauber in der Darstellung einnimmt, weist auf die älteste Zeit Islands. Zwei Weissagerinnen greifen fortdauernd in die Entwicklung der Handlung ein. Es gilt fast als selbstverständlich, daß man sich im Kampf gegen einen gefährlichen Gegner der Hilfe einer Hexe versichert. Lebenerhaltende Zaubersteine trägt man. Der Landnahmemann Skeggi ist im Besitz eines uralten Zauberschwerts.

Kormaks ganze Dichtung ist von seiner Liebe zu Steingerd erfüllt. Sein treuer Bruder sagt zu ihm: „Wo du weilst und was du tust, immer kommt es auf Steingerd hinaus" (Kap. 17). Und doch kann er Steingerd, die ihm schon verlobt ist, nicht heiraten, weil er durch den Zauber der Hexe Thorveig verhindert wird, sich zur Hochzeit einzufinden. Wie hier eine Eheschließung durch Zauber verhindert wird, muß nach einer andern Erzählung eine Ehe infolge Zaubers getrennt werden. Die Königinwitwe Gunnhild hindert den kraftvollen Recken Hrut, den sie eine Zeitlang an sich gebunden hat, als er nach Island zurückkehrt, durch ein Zauberwort am ehelichen Verkehr mit seiner Frau. Infolge dieser Zauberwirkung muß die Ehe schließlich getrennt werden (Thule Bd. 4, Kap. 7 ff.).

Oft finden sich Erzählungen, wie Unwetter und Schneestürme durch Zauberer hervorgerufen werden. Manchmal kommt dabei die Errichtung von Zaubergerüsten vor. Thule Bd. 6, Kap. 35: Kotkel ließ ein großes Zaubergerüst aufrichten. Er bestieg es mit seinen Söhnen. „Da ließen sie erklingen grimmig gefügte Weisen: das waren Zaubersprüche. Sofort brach ein großes Unwetter los. Infolgedessen ging das Schiff Thords unter, so daß er mit allen seinen Gefährten ertrank." Von demselben Kotkel werden dann noch weitere Zaubereien berichtet. In der Geschichte von Gisli, dem Geächteten, wird erzählt, wie ein Lawinensturz, der zwölf Menschen tötete, durch Zauberei herbeigeführt wird. Die daran schuldige Hexe wird nachher gesteinigt (Bd. 8, S. 92). Die Hexe Geirrid wird besucht, weil man von ihr „lernen" will (Bd. 7, Kap. 15). Die Hexe Katla kleidet ihren Sohn Odd in ein dunkelbraunes Wams, an dem nachher alle Hiebe abgleiten. Ferner verbirgt sie ihn durch Zauberei vor ihren Feinden. Aber die Hexe Geirrid kann besser zaubern. Durch ihre Hexerei wird Odd doch gefunden (Kap. 20). Oft ist davon die Rede, daß Krankheiten durch Zauber hervorgerufen werden.

Weithin werden die Entschließungen der Menschen durch Zaubersprüche beeinflußt. Ingimund wandert von Norwegen nach Island aus und kündigt an, er

e das „mehr um des Schicksals und des Zauber-
orts gewaltiger Mächte willen als aus eigenem Be-
hr". Ein zauberkundiges Finnenweib hat ihn nach
sland gewiesen und ein ihm gehörendes, in Silber
ngeprägtes Bild des Gottes Frey von Norwegen
is seinem Beutel nach Island hingezaubert, wo er es
f dem Grundstück, das ihm dort zur Wohnung be-
mmt war, wiederfinden sollte.

Dazu kommen noch die vielen Wiedergängergeschich-
n. Tote finden keine Ruhe, kommen wieder und
älen die Lebenden. Um dem ein Ende zu machen,
äbt man manchmal die Leiche wieder aus, verbrennt
e und streut die Asche ins Meer (Thule, Bd. 6 S. 84).
isweilen werden ganze Gehöfte verlassen, weil man
h nicht anders vor dem Spuk retten kann. Eine gute
ebersicht über alle verschiedenen Arten des Zaubers
den Isländersagas bietet Konrad Jarausch in der
eitschrift für Volkskunde 1930, S. 237—268. Es gab
oar Einzelne, die an bestimmte Zaubereien nicht
aubten; aber das Leben im ganzen ist sehr stark von
exenwesen und Zauberei erfüllt, wie ja auch diese Er-
hlungen einen breiten Raum in der Sammlung
hule einnehmen.

Mit der Annahme des Christentums wird der
laube an Zauberwirkungen zurückgedrängt. Der
auber wird in den Sagas ganz allgemein als eine
igentümlichkeit des Heidentums betrachtet.

Derselbe Hexenwahn und Zauberglaube war auch
i den heidnischen Sachsen lebendig. Das beweist
arls Sachsengesetz 6:

Wenn Einer, vom Teufel betört, nach der bei den Heiden
lichen Weise glaubt, ein Mann oder eine Frau sei eine
xe und verzehre Menschen, und sie deswegen selbst ver-
ennt oder ihr Fleisch andern zum Verzehren gibt oder selbst
rzehrt, so soll er mit dem Tode bestraft werden. (Carl Cle-
en, Fontes historiae religionis Germanicae, S. 45 in Ueber-
tzung.)

Es ist schwer begreiflich, daß bei dem ganz klaren
achverhalt die Meinung sich verbreiten kann, jeg-
cher Hexenwahn und Zauberglaube hätte dem altger-
anischen Wesen völlig ferngelegen. Wenn Rosenberg
inen katholischen Gegnern vorwirft, sie werteten alles
nach, „ob es die Herrlichkeit Roms vergrößern oder
erkleinern könnte", so tritt für ihn an dieselbe Stelle
e Herrlichkeit des Germanentums. Was sie mindern
nnte, wird verschwiegen und als nicht vorhanden be-
achtet.

Dortmund Ernst Wendland

. Internationaler Kongreß für Religions-geschichte in Brüssel

vom 16. bis 20. September 1935

Es war ein glücklicher Gedanke, den Kongreß zusammen mit
er Weltausstellung abzuhalten und die zahlreiche Teilnehmer-
hl aus allen Ländern bewies, welch reges Interesse dafür
verall vorhanden war. Die deutsche Delegation stand unter der
ührung des Frankfurter Religionshistorikers Karl Born-
ausen; Geheimrat Bertholet in Berlin war auf
em 5. Kongreß zu Lund zum Generalsekretär erwählt wor-
en und hatte in dieser Stellung eine bedeutende Vorarbeit
r den jetzigen Kongreß geleistet. Auf belgischer Seite lag
e Vorarbeit und wohlgelungene Durchführung auf seiten der
rofessoren Henri Grégoire und Larock in Brüssel, die
erade uns Deutschen mit besonderem Wohlwollen entgegen-
amen. Den Vorträgen ging eine Eröffnungssitzung im Fest-
al der belgischen Akademie der Wissenschaften voran, bei
der auch der belgische Minister Bovesse eine lebhaft be-
dankte Begrüßungsansprache hielt, Bertholet der verstorbenen
Mitglieder gedachte und unter den Vertretern der Länder-
delegationen Professor Bornhausen für das neue Deutsche
Reich sprach. Wie bei den vorangehenden Kongressen waren
die verschiedenen Vorträge in einzelne Sektionen verteilt
(Methodische Fragen; Volkskunde; Primitive Religionen;
Aegypten; Indo-Europäer; Indien; Iran, Griechen; Römer;
Etrusker; Judentum, Christentum; Islam), die an den Vor-
mittagen ihre Sitzungen abhielten, während die Nachmittage
mit Besuch der Weltausstellung, des Schlosses Mariemont
und seines Museums, sowie des Kolonialpalastes in Tervueren
ausgefüllt waren. Neben dem Programm wurde den Teilneh-
mern eine praktisch zusammenfassende Uebersicht über die ein-
zelnen Vorträge in die Hand gegeben, die nach vorher schrift-
lich übersandten Inhaltsangaben gedruckt worden war. Unser
deutscher Altmeister auf dem Gebiet der Religionsgeschichte,
Professor Carl Clemen, Bonn, hielt zwei Vorträge, so-
wohl über das „Verhältnis des Etruskischen zu den vorder-
asiatischen Religionen" wie über „Die Bedeutung der Frau
für die religiöse Entwicklung der Menschheit". Clemen nimmt
an, daß einige etruskische Gottheiten sich auf den vorderen
Orient zurückführen lassen und daß namentlich die etruskische
Leberschau von der babylonischen abhängig sein kann; sein
zweiter Vortrag galt einem noch nie zusammenfassend behan-
delten Thema.[1]) Sehr lehrreich war der Vortrag Bornhau-
sens über die altgermanische Religionsvorstellung vom Sonnengott und ihrem Gestaltwandel; er zeigte, wie gerade in den Volksvorstellungen zwischen dem Sonnengott am Kreuz und dem Kruzifixus der Geschichte eine eigenartige Zusammenlegung vorgenommen wurde, die deutlich in dem deutsch-niederländischen Onkommer oder der Wilgefortis oder in der süddeutschen Kümmernis zu erkennen sei. Aus seinem engeren Forschungsgebiet bot Bertholet aufschlußreiche Darlegungen über Hesekiel-Probleme, indem er literarische Fragen nach Krätzschmars Anregungen aufs neue aufrollte, um so die Entstehungsgeschichte des Buchs zu klären. Die Anfänge religionsgeschichtlicher Forschung in Europa behandelte Professor Merkel, München, als einen Teil der Geistesgeschichte Europas; hänge doch die vergleichende Wertung anderer Religionen von den verschiedensten Momenten des kulturellen und geistig-religiösen Lebens der einzelnen Nationen ab. Eine methodische Frage erörterte auch der Wiener Ethnologe Koppers, „Das historische Prinzip und die vergleichende Religionswissenschaft". Zwei bekannte holländische Religionshistoriker waren auf dem Kongreß zugegen: Professor van den Bergh van Eysinga, Amsterdam, und Professor van der Leeuw, Groningen; jener griff das Problem auf: „Wie konnte das Alte Testament christliche heilige Schrift werden?", wobei er der römischen Gemeinde einen entscheidenden Einfluß zuerkannte, die ein Buch höchsten Alters und unumstrittener Autorität brauchte, um den wüsten Spekulationen der Gnostiker Einhalt zu bieten. Van der Leeuw sprach über „La mentalité primitive et la religion". Angesichts der Fülle der Vorträge — es waren über 120 vorgesehen —, ist es nicht möglich, auch nur über die bedeutendsten zu berichten, zumal bei der Kürze der Zeit einzelne Vorträge aus den verschiedenen Sektionen unvermeidlich zusammenfielen. Die christliche Sektion beschränkte sich wesentlich auf das neutestamentliche Gebiet (Goguel, Paris, über: „La notion jérusalémite de l'Eglise dans ses rapports avec les phénomènes du pneumatisme"; Braun, Fribourg in der Schweiz, über: „Le problème de la sépulture de Jésus"; Cochoud, Paris, „L'Evangile de Marcion et sa place dans la littérature évangélique"; Mahler, Budapest, „Leiden und Auferstehung Christi, zur Osterfrage"). Die Themen der indo-europäischen Sektion waren: Cloß, Wien, „Das Heiligtum der Semnonen", in dem Wodan neben dem lokalen Hauptnumen (Hodr) verehrt wurde, freilich auch „der despotische Brauch der Fesselung fremdindogermanischen Einfluß" aufweist; Koppers, Wien, „Das indogermanische Pferdeopfer im Lichte der ethnologischen Religionsforschung"; van Hamel, Utrecht, „The notion of fate in early Teutonic and Celtic religion"; Forrer, Berlin, „Weltgeschichte als Göttergeschichte". Bedeutsame Vorträge wurden auch bei repräsentativen Veranstaltungen gehalten, so von dem italienischen Religionshistoriker Pettazzoni, Rom, über „La Confession des Péchés dans l'histoire des religions", eine Zusam-

[1]) Wird in der CW erscheinen. DH

menfassung seines dreibändigen Werks: „La Confessione dei Peccati" (1935), ferner von Puech, Paris, „Le Bêma manichéen: comput, liturgie et signification", ein überaus gründliches Referat unter Benützung der neuentdeckten Berliner Manichäischen Handschriften über das Bêma-Fest zum Gedenken an die Passion Manis.

Der Wert solcher Kongresse liegt nach der wissenschaftlichen Seite hin in der vielgestaltigen Anregung und in dem Hinweis auf aktuelle Probleme, wie sie in den einzelnen Ländern im Vordergrund der Diskussion stehen, nach der persönlichen Seite hin in dem lebensvoll-unmittelbaren Gespräch der einzelnen Teilnehmer und in dem dadurch eröffneten Einblick in das Ringen der Forscher um ein wirklichkeitsnahes Verstehen der religiösen Erscheinungsformen der Menschheit.

München Franz Rudolf Merkel

Ruhender Dienst

Der Ausbreitung evangelischen Christentums in Rußland dient der Missionsbund Licht dem Osten in Wernigerode und seine Monatschrift „Dein Reich komme". Es ist ein oft sehr schlichtes, untheologisches Christentum, das da in Rußland Boden gewinnt, aber in Zeiten der Verfolgung sind Festigkeit im Leiden und tätige Liebe wichtiger als alle Theologie. Ueber die letzte Jahreskonferenz erhalten wir folgenden Bericht.

DH

Im Miterleben zuerst der gewaltigen russischen Erweckungsbewegung, bald auch des schweren Glaubenskampfes der Christen in der Sowjetunion sahen sich Leitung und Freunde des Missionsbunds „Licht im Osten" von Anbeginn ihres Dienstes an in eine verpflichtende Unmittelbarkeit des Wirkens Gottes gestellt. Wer den Herrn durch die Geschichte wandeln sieht, muß sich lösen von den verworrenen Fußspuren der Menschen, er darf nur in die Fußstapfen des Einen treten. Darum war es stets ihr Anliegen, daß ihr Dienst aus der Ruhe in Gott erfließe und gerade so die Unruhe unseres Geschlechts mitten ins Herz treffe.

Ruhender Dienst — das war auch das hervorstechendste Kennzeichen der diesjährigen dreizehnten Konferenz; ihr Thema war: Der Mensch im Licht der göttlichen Offenbarung. In welch hohen Tönen wird doch jetzt auf allen Gassen vom Menschen geredet! Wer Jakob Kroekers alttestamentliches Schrifttum kennt, in dem er mit so starken Worten von der hohen Berufung des Menschen spricht, wird gewiß sein, daß es auf einer von ihm geleiteten Tagung nicht zu einer billigen Herabsetzung der Würde des Menschen kommt. Aber den gefallenen Menschen unter das unbestechliche Gericht des göttlichen Wortes zu stellen, bleibt allerdings ein unabdingbarer Auftrag der Gemeinde, dem sie gerade heute nicht untreu werden darf. Wo dieser Auftrag gehorsam ausgerichtet wird, da kann auch die Fülle der Gnade bezeugt werden. Da wird der Ruf Jesu in seine Nachfolge wirklich vernehmlich und kann in freier, letztlich doch gottgebundener Entscheidung ergriffen werden. Und der Mensch der Nachfolge Christi wird zugleich auch immer ein Mensch der Gemeinde.

Diesen Weg durch die drei Artikel, der so urfern von jedem Schematismus ist, daß wir ihn vielmehr täglich durchmessen, führte uns auf der Konferenz eine Gemeinschaft von Rednern. Direktor Heitmüller, Hamburg, zerschlug das Idol des Uebermenschen, dieses „Phantasiegebilde vom Scheitel bis zur Sohle". Ernst Lohmann schilderte den Menschen im Kampf wider Gott und auf der Flucht vor Gott, Direktor Kroeker wies in den erschütternden Gerichten Gottes, die immer wieder über den Menschen ergangen sind und ergehen, doch die heimsuchende Liebe des Vaters auf. Die lösende Kraft und selige Freude des Wandels mit Jesus breiteten Lic. Theo Brandt, Professor Marzinkowski und Professor Delekat vor uns aus. Dabei lag in gleicher Weise der Ton auf der rettenden Kraft des Evangeliums wie auf der Bereitschaft des Menschen, dieses Evangelium anzunehmen — ohne daß ein Hauch eines Zweifels darüber bestanden hätte, daß auch die Sehnsucht nach Genesung, auch der Wille zur Freiheit Gottes Gabe und Werk ist. Marzinkowski bezeugte den ganzen Ernst der Entscheidung gerade in unseren Tagen: Wer sich nicht für Christus zu entscheiden vermag, der wird eines Tages gezwungen werden, Götzen anzubeten, die er im Grunde seines Herzens verabscheut! Hier sprach russische Erfahrung zur westlichen Welt. Zuletzt stellten D. Hanns Lilje, Berlin, Professor Schlarb, Gießen, und Dr. Müller, Wernigerode, uns vor die Herrlichkeit der Gemeinde und die Schwere ihres Kampfes. Wichtig war, daß i Lilje ein Führer der Bekennenden Kirche sich so unumwunde und unmißverständlich zur ausschlaggebenden Bedeutung de Einzelnen für den Aufbau der Gemeinde bekannte: „Ohne di rettende Berufung der Einzelnen keine Gemeinde!"

Theologisch und kirchlich gesehen war die Zusammensetzun der Vortragenden, wie immer auf den Wernigeroder Ta gungen, mannigfaltig. Mancher mag sie bunt nenne Aber auch hier führt ein altes Gesetz des Missions bundes sein heimliches Regiment. Die Einheit der Gläu bigen soll Gestalt gewinnen. „Allianz" ist bei manche Heutigen schwer verdächtig, nicht minder als Union. Gewi ist der Versuch zur Einung der Christen, der unter diese Losung unternommen wurde, von mancherlei heute noch wirk samen Schwächen des vergangenen Jahrhunderts belaste Aber lassen wir das alte Wort „Allianz" und nehmen wi wieder das viel ältere der „Einheit" auf! Das Herz des Men schen, der ein Glied der Kirche Christi wird, muß, wenn e recht zugeht, einen Schmelzungsprozeß durchmachen. I Schmelztiegel der Gemeinschaft mit dem Herrn wird die natür liche Starre, Sprödigkeit, Eigensucht, Hoffart des Herzen gelöst und umgegossen in Güte, Geduld, Zartheit, Liebe.

Ein mächtiges Zeugnis für „der Glieder Einigkeit" legt der Missionssonntag ab, mit dem die Tagung schloß. Wi waren im Geiste an jenem Tage zu Gaste bei den Auslands deutschen in Wolhynien und Brasilien und unter dem of afrikanischen Volk der Haia, das aus stolzestem Nationalis mus heraus die Stunde seiner Bekehrung erlebt.[1]) Sodan wurden wir durch die Erzählungen aus Jugoslawien, Lettlan und Estland mit dem Schicksal kleiner evangelischer Gemein den in den osteuropäischen Randstaaten bekannt, die auf ihr Weise den schweren Kampf der Zeit zu führen haben. Staats kirchliches Denken wehrt sich gegen den geistlich begründete Freiheitswillen evangelischer Gemeinden. In Estland insbeson dere hat die Erweckungsbewegung, die zugleich unter Este Deutschen und Russen wirksam ist, keinen leichten Stand i der Kirche des Landes, die sich — dem Zuge der Politik fo gend — dem anglikanischen Kirchentum anzunähern sucht. Au eindrücklichsten war der Ueberblick über die Lage der russ schen Evangeliumschristen in der Sowjetunion und in de Emigration, den Iwan Stepanowitsch Prochanow gab, de im Exil in den Vereinigten Staaten lebende ehemalige Präs dent des Allrussischen Bundes der Evangeliumschristen. E wurde ergänzt durch zwei Berichte der Prinzessin Lieve aus Paris und Schwester Steinmann aus Schangha Neben das bekannte, erschütternde Bild des Verfolgungs leidens unserer Glaubensgeschwister in der Sowjetunion, da uns immer wieder zu ernster Fürbitte und Hilfe aufruft, trate die Schicksale russischer Emigranten: die Obdachlosen, Aus gewiesenen, die von Gefängnis zu Gefängnis wandern, i Frankreich; die hunderttausend Russenflüchtlinge in Schangha Tausende davon noch Angehörige der Koltschak-Armee, se deren Zusammenbruch sie in der riesigen Stadt des Ferne Ostens dahinvegetieren, ohne Dach und Herd, jahraus, jahrei auf Straßen und Plätzen nächtigend. Aber nicht nur Not un Tod sprechen zu uns aus diesen Erzählungen. „In dem alle überwinden wir weit, um des willen, der uns geliebt hat. Ein Ring russischer Evangeliumsgemeinden legt sich, vo russischen Zentrum ausgehend, um die Erde. Ueberall wirke sie mit dem echt missionarischen Geist, den ihnen die Zei ihrer großen Erweckung geschenkt hat, über ihre kleine Kreise hinaus, zunächst auf die russischen Landsleute, dan auch auf ihre Umgebung. Wahrlich, eine Schar, im Leide und Dienen bewährt! Wer möchte da nicht mithelfen, daß i den Grenzen des Rätereiches und in der ganzen weiten Wel diese Brennpunkte hellen Glaubenslebens gehegt werden?

Es geht ein Frieden aus von einer kämpfenden und leiden den Gemeinde, die im Frieden Gottes ruht. Das macht da russische Schicksal so wichtig für die ökumenische Gemeinde Wir sollen ja nach dem Willen unsres Herrn voneinande lernen. Wernigerode darf daran mithelfen. Das erwies auc wieder die dreizehnte Missionskonferenz, deren Dienst au der Ruhe Gottes kam.

Wernigerode Joachim Müller

[1]) Vgl. den Bericht von Schw. Maria Fröhlich in „Dei Reich komme!", August/September 1935, S. 168 ff.

Der Blinde

Aus der bunten, brausenden, brennenden Welt
Hat ihn das Leben abseits gestellt
Ins zögernde Tasten und Lauschen.

Unerreichbar nah —
Weiß er draußen vorüberrauschen,
Was er einst sah.

Nun lauscht er lange ins Dunkel hinein,
Um der Dinge innerstes Sein
In sich zu finden.

Wie es niemals die Sehenden sehn,
Die geblendet vom Leben gehn,
Blinder als alle Blinden.

Ingeborg Mößner

Christliche Blindenmission im Orient

Im Verlag der christlichen Blindenmission im Orient (Berlin-Friedenau, Lauterstr. 3) ist vor kurzem ein Buch von Ernst J. Christoffel „Zwischen Saat und Ernte" erschienen (320 S., 20 S. Abb., 4.50 M, 1934). Ich bin auf dies Buch aufmerksam geworden durch ein Anzeige von Joh. Witte in der Theologischen Literaturzeitung 1935, Nr. 2. Beim Lesen sind meine Erwartungen noch erheblich übertroffen worden. Der Verfasser will nicht von großen äußeren Erfolgen seiner Blindenmission erzählen, wie er auch nicht auf solche äußeren Erfolge ausgegangen ist. Er nennt sein Buch, bescheiden und zuversichtlich zugleich, „Zwischen Saat und Ernte". Er hat 25 Jahre lang Saat ausgestreut und hofft, daß demnächst diese Saat eine Ernte zeitigen wird.

Er hat nicht gearbeitet um eigener Ehre willen; auch nicht um der Ehre und des Namens irgendeiner Missionsanstalt willen, sondern einfach bezwungen von der Kunde von dem unbeschreiblichen Elend der blinden Menschen, vor allem der blinden Kinder, im vorderen Orient. Die Zahl der Blinden ist dort verhältnismäßig viel größer als bei uns. Sichere Angaben waren freilich selten zu erlangen. Meistens erhielt er in armenischen Dörfern von dem Priester die Antwort: „Bei uns gibt es keine Blinden." Bei näheren Nachforschungen aber kamen auch in kleineren Dörfern 10, 15, 20 Blinde zum Vorschein, von deren Existenz gewöhnlich weder der Priester noch der Ortsvorsteher das Geringste wußten. Von dem Elend dieser blinden Menschen kann man sich kaum eine Vorstellung machen, auch wenn man weiß, wie lässig der Türke und wie unbarmherzig die Religion des Islam ist. Das gilt vor allem von dem Elend der blinden Kinder. Was wir neuerdings aus Rußland hören von dem Elend der vernachlässigten und verwilderten Kinderhorden, die bettelnd und raubend durch die Lande ziehen, das ist im türkischen Vorderasien eine geläufige Erscheinung. Das Schuldkonto des Islam sieht Christoffel mit Recht auf drei Gebieten. Er hat nichts getan für die Beseitigung der Sklaverei (im Gegenteil: in Afrika sind islamische Araber die wesentlichen Sklavenhändler), nichts für die Erhebung der Frau zu menschenwürdigem Dasein, und vor allem nichts an Fürsorge für die Kinder. Unbeschreiblich ist deshalb die körperliche und sittliche Verwahrlosung dieser unglücklichen Kinder. Für sie zu sorgen, zumal soweit sie erblindet waren, sie in ein Heim aufzunehmen, ihnen Fürsorge, Liebe und christliche Erziehung zuzuwenden, war das Anliegen, das Christoffel vor 25 Jahren in den türkischen Orient hinausgetrieben hat. Er hat dabei auch unendlich viel anderes Elend kennengelernt und, soweit in seinen Kräften stand, zu lindern sich bemüht. Hat er doch fast den ganzen Weltkrieg am oberen Tigris in der Nähe der armenischen Siedlungsgebiete miterlebt. Von drei Tatsachen muß er deshalb Erschütterndes berichten. Von den Armenier-Vertreibungen und -Metzeleien, von der Auswirkung der Hungersnot während des Krieges, die dort infolge Unfähigkeit und Bestechlichkeit der türkischen Beamten und der Unzulänglichkeit der ganzen staatlichen Verwaltung ein ungeheures Ausmaß annahm, und endlich von dem verheerenden Wirken der Cholera, die während des Krieges eingeschleppt wurde und unter der von Hunger geschwächten Bevölkerung ungezählte Opfer fand. Auch hier wieder spielt menschliche Schwäche und Lässigkeit eine verhängnisvolle Rolle. Muß Christoffel doch berichten, daß z. B. in der Stadt, vor deren Toren sein Heim lag, sich keine Leute fanden, um die Toten ordnungsgemäß zu bestatten. Es wurden deshalb niedrigste Menschen dazu gepreßt, die Leichen beiseite zu schaffen, und sie machten sich die eklige Arbeit bequem, indem sie die Toten, sobald sie unbemerkt waren — in den nächsten Brunnen warfen. Die Auswirkung solcher Methoden auf die Gesundheit kann sich Jeder ausmalen.

In all diesem Jammer und Elend hat Christoffel versucht, christliche Barmherzigkeit und Tatkraft, soweit seine bescheidenen Mittel reichten, zu bewähren. Er erzählt lauter einzelne Bilder aus seiner Tätigkeit, und er hat eine wunderbare Gabe, zu erzählen. Knapp, anschaulich, lebendig, packend, mit künstlerischer Darstellungskraft. Man wird in die Ereignisse mit hineingestellt und sieht sie gewissermaßen vor den Augen sich abspielen. Wer mit der üblichen Vorstellung des gebildeten deutschen Philisters von der Mission an dies Buch herantritt, mit der Meinung, es handle sich bei der Mission entweder um eine enge, stickige und muffige Angelegenheit oder um eine bequeme und behagliche Arbeit, die im fröhlichen Psalmensingen und in erbaulichen Vorträgen bestünde, der wird zu seinem Erstaunen ein völlig anderes Bild von der Tätigkeit eines Missionars bekommen. Hier ist nichts von Schema, von festgefahrenen Formen, nichts von Langeweile, nichts von fader, süßer Erbaulichkeit, hier ist alles ungeheuer lebendig, frisch, männlich, voll Wagnis und Opfermut. Der Mann, der diese Mission treibt, hat einen scharfen Wirklichkeitssinn, er kennt Land und Leute sehr genau und weiß die Menschen zu nehmen, wie sie genommen werden müssen. Er hat aber zugleich einen unbezwinglichen Glaubensmut, und aus diesem Glauben einen unbesieglichen Liebeswillen. Aus dieser Mischung von Wirklichkeitssinn und weltüberlegenem Glauben stammt die Leistung, die mehr zwischen als in den Zeilen zu lesen ist.

Mich hat das Buch so sehr gepackt, daß ich in einer Unterprima den Gang des Religionsunterrichts unterbrach, um einige Stücke aus dem Buch zu verlesen und daran grundsätzliche Fragen anzuknüpfen. Es waren zwei sehr verschiedene Stücke, die ich für die Verlesung und Besprechung ausgewählt habe. Zuerst die Unterhaltung mit einem blinden zwölfjährigen Knaben, den Christoffel bei einer seiner Erkundungsfahrten im Lande kennenlernt und in sein Heim auf-

nehmen möchte. Dieser unglückliche blinde Knabe hat weder Vater noch Mutter, noch weiß er von ihnen irgendetwas zu sagen. Er ist ein Kurdenkind, aber von Heimat und Herkunft weiß er nichts anzugeben. Seinen Unterhalt erwirbt er sich durch Betteln. Ein türkischer Kaffeewirt hatte ihn als Spielkameraden für seinen gleichaltrigen, ebenfalls blinden Sohn angenommen und gewährt ihm dafür in seinem Hause eine Schlafstätte. Diese besteht darin, daß er in einem Winkel der schmutzigen Kaffeestube auf den nackten Fliesen ohne Matte und ohne Decke, zusammengekrümmt und im Winter jämmerlich frierend, die Nächte verbringen darf. Diese und andere Einzelheiten, seine Verspottung und Verfolgung durch die erbarmungslose, sehende Jugend des Ortes, kommt in dem Gespräch zwischen Christoffel und dem Knaben zum Vorschein. Erschütternd ist besonders folgende Einzelheit. Christoffel fragt den Knaben: „Hat dich denn Niemand lieb?" und muß die Antwort hören: „Ich verstehe nicht, was du sagst, Herr." Die Vokabel „liebhaben" ist ihm unbekannt, weil ihm die Sache unbekannt ist, weil er niemals Liebe erfahren hat. Deshalb muß die Vokabel ihm erst verdeutlicht werden. Christoffel fragt ihn weiter: „Ich meine, sagt Niemand einmal zu dir ‚mein lieber Junge'?" Und muß wiederum die Antwort hören: „Zu mir sagt man ganz anders: du Hund, du blinder Hund, du Sohn eines Hundes." Als Christoffel ihn fragt, warum er zu ihm gekommen sei, weiß der Knabe wohl zu antworten, er sei doch der deutsche Herr, der der Blinden wegen gekommen sei. Aber was er eigentlich von ihm wolle, weiß er nicht zu sagen. Sehr begreiflich. Den blinden Jungen treibt ein tiefes, dunkles Gefühl, daß dieser Mann, von dem er hört, daß er sich der Blinden annehme, auch ihm irgendwie helfen konnte. Wie, das weiß er natürlich nicht zu sagen. Im übrigen ist es tief beweglich, zu sehen, was für ein Verlangen nicht nur nach Liebe und Güte, sondern auch nach Reinheit und Anstand aus diesem zwölfjährigen Knaben spricht. Es ist, als ob all der Schmutz, mit dem er äußerlich und bildlich Tag für Tag beworfen wird, in dem Augenblick von ihm abfalle und der Adel der gottgeschaffenen Natur hervorleuchte, wenn ihm ein Mensch entgegentritt, den die Liebe Christi drängt, auch anderen Menschen Liebe zu erweisen.

Und diese zarte, teilnehmende, gütig verstehende Liebe wirkt um so echter und überzeugender, wenn wir lesen, daß derselbe Mann zu Zeiten, wenn es not tut, auch ganz anders auftreten kann. In seinem Buch findet sich nämlich ein Abschnitt mit der merkwürdigen Ueberschrift: „Zwei Ohrfeigen, die mich nicht gereuen." In diesem Kapitel lehnt Christoffel zunächst in der Einleitung die bei den Europäern im Orient weitverbreitete Meinung ab, daß der eingeborene Untergebene körperlich gezüchtigt werden müsse, daß man beinahe nur mit der Reitpeitsche in der Hand mit ihm verkehren könne. Er erblickt darin mit Recht eine Selbsterniedrigung des Europäers, wenn er mit den Gliedern primitiver oder halbprimitiver Völker so roh handgreiflich umgeht. Er hebt demgegenüber anerkennend hervor, daß die türkischen Soldaten in den deutschen Offizieren im allgemeinen ihre Beschützer vor der Brutalität der eigenen Offiziere sahen und mit Bewunderung und Dankbarkeit immer wieder betonten, daß die Deutschen sich auch um ihr körperliches Wohlbefinden bemühten. Aber trotz dieser grundsätzlichen Ablehnung körperlicher Strafen hat er dennoch in zwei Fällen dazu greifen müssen, rechtschaffene Ohrfeigen auszuteilen, von denen ihm die Hand noch stundenlang nachher schmerzte.

Das erste Mal geschah es, um ein armenisches Mädchen vor Schande zu retten. Es war mitten im Kriege, im Jahre 1916, als er zufällig erfuhr, daß eine türkische Offiziersdame ein junges armenisches Mädchen, das früher zu seinen Zöglingen gehört hatte und deren Angehörige sämtlich in den Armenier-Metzeleien umgekommen waren, als Dienerin bei sich hatte, während sie auf der Reise nach dem Norden die Stadt berührte, in der Christoffel seinen Wohnsitz hatte. Sofort schickte er einen türkischen Diener mit einem Briefchen zu der Dame und bat, ihm das Mädchen abzutreten, da sie zu seinen Schutzbefohlenen gehöre, und stellte ihr eine andere Frau, die dasselbe Reiseziel hatte, als Dienerin zur Verfügung. Die türkische Dame war einverstanden und schickte das Mädchen. Aber der Offizier, der die Dame geleiten sollte, der offenbar böse Absichten auf das Mädchen hatte, tobte vor Wut, als er davon hörte, und schickte einen Wachtmeister, einen baumlangen Kurden, mit Begleitung, um das Mädchen wieder abzuholen. Unvorsichtigerweise hatte man die beiden Männer in den sonst verriegelten Hof eingelassen. Dort entspann sich eine dramatische Szene. Der kurdische Wachtmeister wollte sich weder durch gute noch durch böse Worte dazu bewegen lassen, auf das Mädchen zu verzichten. Es handelte sich um Leib und Ehre des Mädchens, die ihren Beschützer anflehte, sie lieber selbst zu töten, als sie den rohen Soldaten auszuliefern. Und nun geschah das Unerwartete. Nachdem eine dreifache Aufforderung, das Haus zu verlassen, nicht befolgt war, gab Christoffel dem langen Kurden eine so ungeheure Ohrfeige, daß er halb betäubt zum Tore hinaustaumelte, und sein Genosse hinterher. Blitzschnell wurden die Torflügel zugeworfen und der Riegel vorgeschoben. So waren die Beiden ausgesperrt, ehe sie sich besonnen hatten. Das Tor leistete ihrem Toben und Schimpfen Widerstand, und obwohl die Hausgenossen des Missionars die blutigste Rache befürchteten und die ganze Nacht Wache gingen, geschah nichts dergleichen. Das drastische Mittel hatte als Beweis auch moralischer Ueberlegenheit seine Wirkung getan.

Ein zweites, ähnliches Erlebnis erzählt Christoffel vom Februar 1919. Die interalliierte Kommission, die in Konstantinopel herrscht, hat ihn wie alle deutschen Missionare ausgewiesen. Auf der Reise durch das armenische Hochland zum Schwarzen Meere gerät er in einen furchtbaren, zwei Tage andauernden Schneesturm. Er und seine Begleiter erreichen gerade noch rechtzeitig eine Herberge, die in der ganzen Gegend unter dem wenig verlockenden Namen der „Räuberherberge" bekannt ist. Der türkische Herbergsvater kann ihm den Eintritt nicht verwehren, will aber, obwohl sie drei Kinder bei sich haben, ihnen keine Verpflegung geben, nicht einmal Holz zur Erwärmung, auch nicht gegen hohe Bezahlung, so daß seine Leute sich das nötige Holz zum Feueranmachen von dem Dache eines benachbarten verfallenen Backofens holen müssen. Deswegen soll nachher bei der Abreise einer seiner Leute von einem türkischen Gendarmeriewachtmeister, den der Herbergswirt aus Bosheit herbeigerufen hat, verhaftet und gefangen abgeführt werden. Das hätte für ihn bei der damals wieder ausgebrochenen Armenierhetze zweifellos den Tod bedeutet. Außerdem war Christoffel selber in seiner Ehre angetastet, weil der türkische Wachtmeister seinen Diener geschlagen hatte und nach den Ehrbegriffen des Landes der Herr für den Diener verantwortlich ist. Die Situation wurde dadurch scheinbar noch erschwert, daß eine Reihe bis an die Zähne bewaffneter Kurden dazugekommen war und eine drohende Haltung einnahm. Nur durch kaltblütige Kühnheit wurde die Situation gerettet. Der Missionar hielt an das Publikum, vor allem an die Kurden, eine Ansprache, in der er das niederträchtige Verhalten des Herbergsvaters, der ihnen, die mit den Kindern halberfroren unter sein Dach kamen, jede Hilfe verweigerte, schilderte und als unerhörten Verstoß gegen die Pflichten der Gastfreundschaft und Ritterlichkeit brandmarkte. Er werde in Deutschland berichten, wie schmählich hier die kurdischen Begriffe der Ehre verachtet seien. Er merkte an den Mienen der Kurden, daß dieser Appell an ihr Ehrgefühl gewirkt hatte und daß bei ihnen die Lage gerettet war. So war nur noch das letzte nötig, um sich auch gegen den türkischen Wachtmeister durchzusetzen. Er gab diesem Mann, der seinen Diener ohne Recht und Grund geschlagen hatte, drei ungeheure Ohrfeigen, die dieser, moralisch völlig überwunden, nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, mit militärischem Anstand, die Hand an der wieder aufgerafften Mütze, quittierte, und verließ dann unter dem Beifallsgemurmel der spalierbildenden Kurden die ungastliche Räuberherberge. Er hatte seinen armenischen Diener vor dem sicheren Tode gerettet.

Die Verlesung dieser ausgezeichnet geschriebenen Geschichten machte auf die zuhörenden Primaner schon an sich einen starken Eindruck. Ich brauchte nicht viel an Erläuterung hinzuzufügen; aber was gefühlsmäßig empfunden war, mußte doch durch ein Gespräch ins Bewußtsein gehoben werden, damit es zu voller Auswirkung komme.

Carlyle hat bekanntlich die Religion als die „heroische Lebensform" bezeichnet. Das wird an diesen Geschichten und an diesem ganzen Buch besonders deutlich. Das Leben dieses Mannes in den außerordentlichen Verhältnissen des türkischen Orients ist ein ständiges Wagnis, ein unablässiger Kampf mit den Gefahren einer großen und wilden Natur, mit Krankheiten, Seuchen und Hungersnot, und vor allem

mit den Menschen, sei es mit ihrem jammervollen Elend, sei es mit ihrer rohen Brutalität. Diese Geschichten sind auch eine lehrreiche Illustration für ein berühmtes, leicht mißverstandenes Wort von Nietzsche: „Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten." (Zarathustra, Vom Krieg und Kriegsvolk.) Dies paradoxe Wort, daß die Tapferkeit und nicht das Mitleiden die Unglücklichen rette, findet in den beiden drastischen Geschichten von den ausgeteilten Ohrfeigen die anschaulichste Erläuterung, die man sich nur wünschen kann.

Zugleich machen diese Geschichten den Unterschied zwischen Buddhismus und Christentum sehr deutlich und einleuchtend. Die Liebe des Buddhismus verdient im Grunde diesen Namen kaum; sie ist weniger aktives Mitleid als passives Mit-leiden und verfolgt nicht eigentlich den Zweck, dem anderen zu dienen und zu helfen, als vielmehr das Ziel, durch Mitleiden mit fremdem Leid sich von der Sinnlosigkeit des Daseins völlig zu überzeugen und den unseligen Trieb zum Leben in der eigenen Person zu ertöten. Sie ist also Ausdruck der müden Resignation und des tiefen Pessimismus, der diese ganze Religion oder Weltdeutung erfüllt. Ganz anders ist der innerste Trieb im Leben und Handeln dieses Missionars: er will auf alle Weise dienen und helfen, will Unglückliche retten und bewahren; und deshalb tut er etwas, wozu er um seiner eigenen Person willen sich nie entschließen würde, was er an sich als eine Selbsterniedrigung grundsätzlich ablehnt: er züchtigt einen rohen, gewalttätigen Menschen, weil er nur so seinen Schützling vor schwerster Mißhandlung retten kann.

Damit wird weiter deutlich (und hiermit griff ich auf ein Problem zurück, das wir einige Wochen vorher erörtert hatten), daß man die berühmten, vielumstrittenen Sätze der Bergpredigt von der Geduld, die dem Bösen keinen Widerstand leistet (Mt. 5, 39 ff.), nicht im Sinne eines feigen und schwächlichen Quietismus mißverstehen darf, daß sie vielmehr im Sinne des höchsten Heroismus gemeint sind. Sie verlangen die Selbstbezwingung, die auf sinnlose Rache verzichtet, sie verlangen eine geistige Selbstbeherrschung, die den Menschen davor bewahrt, den natürlichen Trieben blindlings zu folgen und (wie eine Sache) automatisch zu reagieren, statt in sittlicher Freiheit zu handeln. Sie verlangen aber nicht, daß der Mensch so töricht und gedankenlos sein soll, aller Niedertracht und Bosheit gemeiner Menschen freien Lauf zu lassen. Jesus hat auch selber nicht so gehandelt, wie eine blinde Gesetzlichkeit ihn mißversteht; er hat nicht nur die Pharisäer in heiligem Zorn mit den Scheltworten seiner Rede gegeißelt, er hat auch mit einer ganz eigentlichen Geißel den entweihten Tempel gereinigt. Das buddhistische Mißverständnis sollte damit deutlich abgewehrt sein.

Wenn Religion die heroische Lebensform ist, so gilt das, wie Christoffels Beispiel zeigt, von der Mission in ganz besonderem Sinne. Der Missionar ist gewissermaßen der homo religiosus in seiner reinsten Ausprägung. Damit ist die Mission weit hinausgehoben über die Geringschätzung und das Mitleid, womit sie von dem Durchschnittsphilister betrachtet wird. Wer wirklich etwas von ihr weiß, kann ihr seine Achtung nicht versagen. Damit ist aber die Mission an sich noch nicht gerechtfertigt. Es bleibt immer noch die große Frage übria, ob wir Deutschen im Blick auf unsere eigenen Nöte Mission treiben dürfen. Die Frage ist beinahe unerschöpflich; ich habe aber einige Gedanken zu dem Gegenstand aus Christoffels Buch abgeleitet. Zuerst: Wer einen so lebendigen Eindruck von der ungeheuren Not der Blinden im Orient hat, deren dort kein Mensch sich annimmt, der kann, wenn er den Ruf zu helfen in seinem Gewissen verspürt, diesen Befehl nicht überhören. Er würde sonst das Brandmal in seinem Gewissen tragen, daß er klare und deutliche Worte Jesu wie das Gleichnis vom barmherzigen Samariter nicht habe hören und befolgen wollen. Für einen solchen Mann gibt es gar keinen Zweifel und gar kein Fragen; er ist ein Berufener, der einem klaren und deutlichen Gebot folgen muß. Wir aber, die wir sein Werk betrachten, sagen uns, wenn wir ein wenig nachdenken, sehr bald, daß die opferwillige Arbeit, die er draußen im Orient den Unglücklichen leistet, indirekt auch unserem Volk und seinen Nöten zugute kommt. Denn es ist mir gar kein Zweifel, daß dies Buch von Christoffel, das nichts tun will, als von der Blindenmission im Orient erzählen, um dafür willige Herzen zu wecken, viele Hunderte von Lesern finden wird, die sich beschämt und erschüttert fragen, ob sie auch nur einen geringen Teil von der Liebe und Hingebung, die jener Mann den Unglücklichen dort draußen gewidmet hat, den Kranken und elenden Kindern ihres Volkes, die vor ihrer Türe liegen, geschenkt haben. Es wird also das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus durch dies Buch unter uns lebendig gemacht.

Ich habe aber noch eine weitere Perspektive gezogen. Uns ist durch Spenglers „Jahre der Entscheidung" oder durch Gedats Buch „Ein Christ erlebt die Probleme der Welt" das Auge geöffnet worden für die bevorstehende große Auseinandersetzung zwischen Europa und Asien, die zugleich auch eine Auseinandersetzung zwischen Christentum und Nichtchristentum sein wird. Die Arbeit, die Christoffel und seine Freunde leisten, geschieht gewiß nicht unter diesem oder ähnlichem Gesichtspunkt, die steht vielmehr lediglich unter dem Motto des Pauluswortes: „Die Liebe Christi dringet uns also." Und doch sind diese christlichen Missionare die tapferen Vorposten in der bevorstehenden großen geistigen Auseinandersetzung, und an uns alle geht die Mahnung, sie in diesem tapferen Kampf nicht im Stich zu lassen.

Hannover-Kleefeld Hermann Schuster

Kagawa

Der „Blick in die Welt" in Nr. 12 der „Christlichen Welt" zitiert folgenden Satz aus einem Aufsatz von Dr. Percy Dearmer: „Die Dinge, die heute die Kirche nicht zu einer Einheit kommen lassen, sind nicht die Christi gewesen. Der Fehler liegt nicht bei den ersten christlichen Schreibern, als vielmehr bei ihren Nachfolgern, die ihre Gedanken in starre Dogmen umwandelten. Christentum ist die Religion Christi und nichts anderes. In seinen Nachfolgern von Paulus bis zu

Kagawa finden wir diesen Geist am Werk" ... Wer ist Kagawa, dessen Name hier in so hehrer Verknüpfung erscheint? Da dieser Mann in Deutschland noch sehr wenig bekannt ist, scheint es an der Zeit, hier eingehender von seinem Lebenswerk zu berichten. Gibt uns die Vertiefung in sein Werk doch auch gleichzeitig eine eindeutige Antwort auf die heute oft gestellte Frage, was unter positivem Christentum zu verstehen sei!

Toyohiko Kagawa, der japanische Sozialreformer und Sendbote des Christentums, wurde 1888 als Sohn eines hohen japanischen Staatsbeamten und einer Tänzerin geboren. Im Alter von 17 Jahren wurde er für das Christentum gewonnen. Als Religion der Liebe war es in sein bisher völlig liebeleeres Leben eingedrungen und hatte das Herz des nach Freundlichkeit und Güte hungernden Knaben bezwungen. Aber an der Schwelle seines jungen Christenlebens stand auch sofort die Opferforderung. Seine Familie verstieß und enterbte ihn. Die Mission nahm sich seiner weiteren Ausbildung an. Schon früh erkannte er seine Lebensaufgabe. Das Vorbild Arnold Toynbees regte ihn an, den Aermsten der Armen sein Leben zu weihen. Seine freien Abende gebrauchte er, um im Armenviertel an den Straßenecken das Evangelium zu verkünden. An einem Regenabend wurde ihm das Reden besonders schwer. Mit letzter Kraft rief er: „Ich sage euch, Gott ist Liebe und bis ich umsinke, will ich davon zeugen, daß Gott Liebe ist. Wo Liebe ist, da offenbaren sich Gott und Leben." Halb bewußtlos schleppte er sich heim; eine schwere tuberkulöse Lungenentzündung war bei ihm zum Ausbruch gekommen. Rettung erschien unmöglich; aber in Kagawas Seele lebte, während er mit dem Tode rang, allbeherrschend nur der eine Gedanke: „Wenn ich gesund werde, will ich im Armenviertel von Kobe wohnen und mich um der Armen willen Gott zum Opfer darbringen." „Es war dieser Gedanke", sagt er, „der mich ins Leben zurückführte. Ich fühlte in mir die Ueberzeugung, daß Gott mich mit der Pflicht betraut hatte, durch Arbeit unter den Armen den Geist Jesu zu verwirklichen und daß ich deshalb nicht sterben könne. Wie ein großes Licht brach diese Erkenntnis auf mich herein; mir war, als springe ich über den Tod und würfe mich in die Welt der Wunder und Geheimnisse. Und von diesem Augenblick an fühlte ich mich besser." Sobald es seine Kräfte erlaubten, setzte Kagawa seinen Entschluß in die Tat um. Das Armenviertel von Kobe, Shinkawa, war damals eines der schlimmsten der Welt. Ein Augenzeuge beschreibt es: „Die Menschen leben dort im Schmutz schleimiger Gassen; die Wohnungen sind dunkle, fensterlose Hütten, meist nur 6 Fuß im Geviert. Sie enthalten nur einen Raum. Die Latrinen sind Löcher in einer Ecke; ab und zu werden sie von einem Feger gereinigt, aber meist fließen sie in die Gasse hinein über." 11 000 Menschen wohnten dort zusammengepfercht, von denen rund 800 entlassene Sträflinge, 750 Krüppel, Blinde oder geistig Minderwertige waren. „Wer nicht irgendwie körperlich oder sozial aussätzig war, blieb nicht in Shinkawa." Dorthin zog nun Kagawa, um in der tiefsten Finsternis das Evangelium von Gottes rettender Liebe zu verkünden. Hier teilte Kagawa über 14 Jahre lang bis zur Selbstaufgabe mit Bettlern und Kranken Nahrung, Kleidung und Schlafmatte, hier legte er den Grund zu seinem großangelegten Sozialreformwerk. Er war nie ein haltloser Schwärmer. Vom ersten Tag seines Lebens im Armenviertel an setzte er alle Kraft an die Lösung der Frage, wie er nicht allein Seelen retten, sondern zugleich die Menschen aus ihrer Verkommenheit erlösen und in gesundere Lebensbedingungen führen könne.

Er sagte einmal: „Ich leiste Forschungsarbeit. Das Armenviertel ist mein Laboratorium und der Mensch mein Forschungsobjekt. Das Armenviertel ist ein guter Beobachtungsposten, eine soziale meteorologische Station, ein soziales Barometer, an dem ich die sozialen Verhältnisse draußen im Lande ablese. Wenn verarmte Bauern massenhaft bei uns ihren Einzug hielten, konnte ich sagen, daß die ländlichen Bezirke Not litten; mit dem Anschwellen der Arbeitslosen gewann ich Einblick in deren Verhältnisse, und als der bolschewistische Gedanke bei uns stark vertreten wurde, da wußte ich, was dem ganzen Reiche drohe."

Aus dem jungen, opferbereiten Christen, aus dem Missionar gestaltete sich so im Laufe der Jahre der Sozialreformer, der zielbewußte Politiker, der bald an der Spitze der jungen japanischen Arbeiterbewegung marschierte. Sein unerschrockenes Eintreten für die Rechte der Arbeiter zog ihm Verfolgung und Gefängnisstrafen zu; aber unbeirrt ging Kagawa seinen Weg. Als Christ lehnt er einen marxistischen, auf Klassenkampf gegründeten Sozialismus ab. Der japanische Arbeiter muß nach ihm seine eigenen Probleme auf seine eigene Weise und nicht durch geistlose Nachahmung westlicher Methoden lösen. Drei Forderungen gilt es vor allem zu verwirklichen. Ein jeder Mensch muß die Möglichkeit haben menschenwürdig zu leben, er muß Arbeit haben und Raum und Gelegenheit, sich in Leben und Arbeit männlich und stark zu erweisen. In dem Zerfall des Bauernstandes sah Kagawa eine der gefährlichsten Quellen des sozialen Elends. Daher lud er bereits im Jahre 1921 Vertreter der Bauernschaft in seine Hütte in Shinkawa, um die erste Bauernvereinigung Japans mit ihnen zu gründen. Das Ziel dieser Vereinigung zeigen die Einleitungsworte einer ihrer programmatischen Kundgebungen: „Wir wollen unser Wissen mehren, unsere Technik verbessern, unsere Sittlichkeit heben, und die Verwirklichung einer vollkommenen bäuerlichen Kultur als unser Ziel ansehen." Kagawa gründet seine Arbeit unter den Bauern auf drei Grundsätze. Er prägt ihnen Liebe zum heimatlichen Boden, Liebe zum Nachbarn und Liebe zu Gott ein.

Es bedarf keiner Worte, daß Kagawa bald in Widerspruch zu den Vertretern des marxistischen Sozialismus geriet, ja es gelang den Gegnern, ihn geradezu als Verräter an den Interessen der Arbeiterschaft zu brandmarken. Heute ist er einer der bestgehaßten und heißest geliebten Männer Japans. Bewußt hält er das Banner eines christlichen Sozialismus gegen den hereinbrechenden roten Terror hoch. Trotz seiner Verluste an Gefolgschaft ist er einer der erfolgreichsten Sozialreformer der Neuzeit. Gelang es ihm doch im Jahre 1926 die Aufmerksamkeit der Regierung auf die furchbaren Verhältnisse im Armenviertel zu lenken und zu erreichen, daß ein Millionenbetrag zur restlosen Sanierung der Armenviertel von Tokio, Osaka, Yokohama, Kobe, Kyoto und Nagoya ausgesetzt wurde. Die Regierung, die zuerst Kagawa mit äußerstem Mißtrauen verfolgte, zog ihn 1923, nach dem großen Erdbeben, das Tokio zerstörte, als Mitarbeiter bei den Hilfeleistungen heran; 1930 wurde ihm ein einflußreicher Posten im städtischen Wohlfahrtsamt von Tokio

ertragen. Als Magistratsbeamter hat er sich beson-rs durch die Ausarbeitung und Einführung einer rbeitslosenversicherung Verdienste erworben. Als christsteller ist Kagawa weit über die christlichen reise Japans hinaus bekannt und geschätzt. In deut-er Uebersetzung erschienen bisher sein erster Roman Auflehnung und Opfer",[1]) in dem er seine seelische ntwicklung und seine Erfahrungen und Erlebnisse im rmenviertel schildert, und die kleine Schrift „Ein tück Granatapfel".[2]) Englisch liegen außer diesem Werk der Roman A Grain of Wheat vor, sowie drei eligiöse Werke: Love the Law of Live, New Life hrough God und The Religion of Jesus. Diese Bücher ellen jedoch nur einen Teil seiner Werke dar; zahl-eiche sozialpolitische Bücher, religiöse Schriften, Ro-ane, Gedichte harren noch der Uebersetzung. Sein be-eutendes Schriftstellereinkommen gibt Kagawa restlos n seine sozialen Unternehmungen. In einer Ansprache or der Oxfordgruppe in Shanghai stellte er fest:

„Ich habe 21 verschiedene Organisationen zu betreuen und rauche für sie monatlich oft die Summe von 2000 Yen. Es ist recht abenteuerlich, denn obgleich ich oft viel Geld durch meine Bücher verdiene, wage ich oft zu viel... Ich gleiche darin einem Spieler. Ich setze alles ein für den Herrn!... und währenddessen brauchen mehr als 40 meiner Angestellten ihr monatliches Butterbrot, ihren Reis mit Beilagen aus meinen Einkünften. ...Der Wolf der Armut verfolgt uns! Meine Frau verwaltet unser Geld und stellt sich diesem Wolf mit soviel Geschick und grenzenlosem Mut entgegen, daß sie ihn im Zaum hält. Mit Recht heißt sie Frühling (Haruko). Mit ihr lebe ich immer in der Schönheit, der Kraft und dem Wunder des Frühlings."

Kagawas Missionspredigt gleicht oft einem sozial-wissenschaftlichen Kolleg. An der Hand ausführlicher Tabellen und Statistiken, die er meisterhaft beherrscht, zeigt er die sozialen und sittlichen Mißstände Japans auf und gibt Ratschläge zu ihrer Ueberwindung. All seine Reden dienen dem einen Ziel, Gemeinschaftssinn und Opferwillen in den Zuhörern zu erwecken. Ueberall im Land gründen er und seine Mitarbeiter gemein-nützige Anstalten, Genossenschaften, Kredit- und Kon-sumvereine, Krankenkassen, Krankenhäuser, richten Schulen, Kurse und Kindergärten ein. Aber die Trieb-feder all seiner sozialen Arbeit ist seine Leidenschaft, Japan für Christus zu gewinnen. Soziales Verant-wortungsgefühl und Eifer für das Christentum lassen sich bei ihm nicht voneinander trennen. 1929 organi-sierte er die Reichsgottesbewegung, die es sich zum Ziel gesetzt hat, auch mit Hilfe anderer christlicher Missions-gesellschaften das Christentum bis in die entlegensten Dörfer Japans zu tragen. Kagawas Streben ging dar-auf, 5000 Laienhelfer und -helferinnen für die Durch-führung dieses Planes zu gewinnen. Durch die Welt-wirtschaftskrise wurde diese Bewegung allerdings stark in ihrer Entfaltung gehemmt. Seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen organisiert Kagawa in der „Bru-derschaft der Freunde Jesu", bei deren Gründung ihm das Vorbild mittelalterlicher Mönchsorden vorschwebte, die in hohem Maße christliche Verkündigung und soziale Arbeit miteinander zu vereinen wußten. Die Mitglieder, die übrigens den verschiedensten christlichen Bekenntnissen angehören, verpflichten sich auf fünf Grundsätze, die nach Kagawa die Quintessenz des Christentums darstellen: 1. Rückhaltloses Vertrauen in die Führerschaft des Geistes Christi und tägliche Ver-senkung in die heilige Schrift. 2. Liebe zur Arbeit. 3. Sittliche Reinheit. 4. Bereitschaft zu opferwilligem sozialem Dienst. 5. Friedensgesinnung in tapferem Geiste. Die „Freunde Jesu" veröffentlichen eine Zeit-schrift, die neben dem „Kagawa Fellowship Bulletin" die Hauptquelle für Kagawas Tätigkeitsberichte, für seine Reiseberichte und Reden ist.

Eine große Arbeitslast, unter der ein Durchschnitts-mensch zusammenbrechen würde, ruht auf Kagawa, dem von Jugend an an Tuberkulose Leidenden. Sein Herz ist schwach, und im Armenviertel hat er sich ein unheilbares Augenleiden zugezogen, das ihn auf einem Auge erblinden ließ und die Sehkraft des anderen schwächte. „Wäre ich ein anderer", so sagt er selbst, „ich läge zu Bett und bereitete mich jetzt auf den Tod vor, aber so stehe ich fest in der Arbeit für den Herrn!" Von der tiefen, lebendigen Frömmigkeit, die ihm diese innere Kraft verleiht, von seinem fest in Gott verwur-zelten Leben möchte ich später berichten.

Frankfurt a. M. Carola Barth

[1]) Stuttgart, Gundert.
[2]) Berlin, Ostasienmission.

Zur deutschen Judengesetzgebung

1. Und die Halbarier?

Durch das Nürnberger Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. Sep-tember ist die Lösung der Judenfrage im Dritten Reich auf eine feste Grundlage gestellt. Eheschließungen zwi-schen Juden und Deutschen sind fürder in Deutschland verboten. Damit ist für die Geschlechter, deren arischer Charakter unangefochten dasteht, die Reinerhaltung ihrer Rasse garantiert.

Die Kirchen, katholisch und evangelisch, haben dar-auf keinen Einfluß. Seit unserer Zivilstandsgesetz-gebung von 1875 hat bei uns allein der Staat über die rechtliche Gültigkeit einer Ehe die Entscheidung. In andern Ländern bestehen da noch andre Mögli-keiten. Aber für Deutschland gilt: Lex lata, das Gesetz ist gegeben.

Für Kirche und Staat sind damit noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Mit Einzelheiten werden die „Ausführungsbestimmungen" sich befassen. Aber auf ein in jedem Fall noch übrigbleibendes Problem ist offiziös schon gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Gesetzes hingewiesen worden durch die Nachricht: es beziehe sich nur auf „Volljuden".

Nicht geregelt ist also durch das Gesetz die öffentliche Praxis gegenüber den „Halbariern". An ihr sind die Kirchen ebenso interessiert wie der Staat. Ihre Zahl ist groß, ihr rassischer und konfessioneller Stand von eingreifender Verschiedenheit. Es wird nicht leicht sein, für alle Teile, da eine klare und befriedigende Ordnung zu schaffen.

2. Schulsorgen

Was die Durchführung der Rassentrennung in den öffentlichen Schulen anlangt, so ist ein Erlaß des Reichserziehungsministers schon seit dem 10. Septem-ber vorhanden. Darin wird mitgeteilt, daß von Ostern 1936 an rein jüdische Schulen errichtet werden. (Rege-lung bei den höheren Schulen vorbehalten.) Jüdische Schulen gab es bisher schon. Sie trugen konfessionellen Charakter. In ihrem Schutze fanden sich in den ver-

gangenen Jahrzehnten die jüdisch-orthodoxen und die christlich-konservativen Staatsbürger immer wieder zusammen: Bekenntnisschule kontra Simultanschule. Reichsminister Rust beabsichtigt nun, jüdische Schulen nicht nur für Kinder, die „der mosaischen Religion angehören". Die Scheidung soll sich vielmehr nach der Rassezugehörigkeit richten. Knaben und Mädchen, „bei denen entweder beide Elternteile oder ein Elternteil jüdisch sind", haben die Judenschule zu besuchen. „Die sogenannten Vierteljuden, bei denen [nur] ein Großelternteil jüdisch ist", will der Minister bei dieser schulischen Rassentrennung „außer Betracht lassen".

Die technischen Schwierigkeiten, die bei Einrichtung dieser Sonderschulen für jüdische und halbjüdische Kinder zu überwinden sind, Schwierigkeiten örtlicher und landschaftlicher Natur, dürfen wir den Regierenden überlassen. Dagegen fordert die Verfügung über die halbjüdischen oder halbarischen Kinder, sofern sie christlich getauft sind und christliche Eltern haben, das kirchliche Interesse heraus.

Es gibt einen „Verband der nichtarischen Christen".[1]) In seinem Mitteilungsblatte Nr. 15 vom Oktober beschäftigt er sich sorgenvoll mit dieser Situation. Er kann berichten, daß die Berliner Unterrichtsverwaltung bereits der Errichtung einer Privatschule zugestimmt hat, welche christlich-nichtarische Kinder aufnimmt und über das Volksschulziel hinausführt, die bisher öffentliche Schulen besucht haben. Vorteil der Großstadt. Für die allgemeine Volksschule sieht der Artikel vorläufig keinen andern Ausweg als den Einbau von Sonderklassen und Sonderschulen für christlich-nichtarische Kinder in das öffentliche Volksschulsystem. Daß dieselben örtlichen und landschaftlichen Schwierigkeiten hierbei sich ergeben werden, wie die oben berührten bei Unterbringung rein jüdischer Kinder, liegt auf der Hand; wir können ihnen hier nicht nachgehen.

Nur das bedarf kaum der Worte, daß es uns von der kirchlichen Seite her unmöglich ist, unsre getauften Christenkinder, ob halb- oder viertel- oder dreiviertelarischer Herkunft, in die jüdisch-mosaische Bekenntnisschule (oder Weltanschauungsschule) zu schicken. (Von dem Ausnahmefall, daß ein solches Kind infolge seiner Isolierung als einzige Zuflucht eine solche Schule zur Verfügung hätte, sprechen wir hier nicht.)

Wir können nur hoffen, daß die Einordnung unsrer getauften nichtarischen oder nicht voll-arischen Schulkinder im Einvernehmen mit den christlichen Kirchen geschehen wird, wie der Staat ja auch sonst Gegenstände, an denen sie ein berechtigtes Interesse haben, durch ein verständiges Uebereinkommen oder auf ähnliche Weise geregelt hat.

3. Judenmission

Daß Juden Christen werden, ist auch für die Zukunft nicht verboten. Einer Hinderung der Judenmission tritt das Organ der „Deutschen Christen", „Positives Christentum", in Nr. 14 freimütig entgegen. Der Universalismus des Christentums darf nicht angetastet werden. Die Kirche „kann Uebertritten zu christlichem Glauben nicht wehren, wollte sie nicht sich selbst und ihrem göttlichen Auftrag untreu werden". Das „Pos. Chr." befürwortet nun die Schaffung „judenchristlicher Gemeinden, wie es solche ja auch in der Urchristenheit gegeben hat". Oder, fügen wir hinzu, wie es christliche Negergemeinden heute in Amerika oder sonstwo neben den Gemeinden der weißen Christen gibt. Diese könnten (oder müßten?) dann selbstverständlich auch judenchristliche, d. i. nichtarische Pfarrer haben. Den aus dem Judentum kommenden Christen könnte, so sagt ernsthaft empfehlend das „Pos. Chr.", in solchen eigenen judenchristlichen Gemeinden nach ihrer rassische Eigenart am besten gedient werden. — In einem noch beachtenswerteren Artikel rechtfertigt dasselbe Blatt die Judentaufe, unter dem Vorbehalt nur, „daß vom Staat her die rassische Kennzeichnung der Juden durchgeführt wird" (Nr. 11).

Genug, ein Verbot von Judentaufen ist nicht zu erwarten. Gerade heute werden sie nur in Fällen innerster Nötigung begehrt werden. Aber so selten sie sein mögen, bleibt ihre Möglichkeit notwendig für unsere christliche Religion.[2])

„Pos. Chr." 11 schreibt in seinem Artikel über Mission und Rassen: „Einwendungen" (gegen Judentaufen) „könnten nur vom Rassenstandpunkte aus erhoben werden. Allein, sie werden sich als unhaltbar erweisen. Es ist keine Rassen- und Kulturschande, wie Reichsminister Frick ausdrücklich festgestellt hat, mit Vertretern anderer Rassen diplomatisch, politisch, wirtschaftlich, wissenschaftlich und darum auch religiös zu verkehren".[3])

4. Auswanderung

Das Problem der Halbarier ist, soweit wir sehen, noch vielen gründlichen Nachdenkens wert. Uns dünkt, härter als die Juden geraten sie jetzt zwischen die Räder. Uns dünkt: Rettung bietet ihnen allein die Auswanderung. Am sichersten gemeinsame Siedlung im fremden Lande. Dergleichen hat es immer gegeben. Unser Staat wird es ihnen nicht wehren. Er müßte es von seiner Sicht aus wohl tatkräftig fördern. Anders die Staaten, die den Auswandernden dann eine neue Heimat öffnen sollen: sind sie vorhanden? wo und wie? Aufmerksam sind die Christen unsrer Nachbarländer bereits, und guter Wille ist vorhanden. Ich denke an die „Europäische Zentrale für kirchliche Hilfe" (Office central d'entr'aide des Eglises), Genf, 1 rue des Photographes, und die ihr angeschlossenen oder verwandten Vereine, insbesondere das Federal Council of the Churches of Christ in America. Aber angesichts der ungeheuren Aufgabe, vor die sie sich da gestellt sehen, fehlt es an Rat und stockt die Tat.

„Ohne Siedlung ist keine rechte Hilfe", schreibt mir Adolf Keller.

[1]) Berlin W 15, Uhlandstr. 40/41.

[2]) Im Blick auf zu taufende und bereits getaufte Juden und Halbarier entsteht die Frage, ob sie in der Kirche besondere Gemeinden bilden sollen. Die Forderung, oder der Ausweg, besonderer judenchristlicher Gemeinden nach urchristlichem Muster hat schon seit 1933 in der theologischen Erörterung eine Rolle gespielt. Wir erörtern sie jetzt nicht, da der Staat eine solche reinliche Scheidung judenchristlicher und deutschchristlicher Gemeinden von den christlichen Kirchen nicht fordert.

[3]) Stimmt damit überein, daß man in Magdeburg Juden von der Benützung der Stadtbibliothek ausschließt? „Um die deutschen Volksgenossen vor dem Zusammentreffen mit ihnen ... zu schützen." FZ 464 vom 10. 9. 35

5. Bergpredigt

Auch den Volljuden gegenüber können wir auf unsre christliche Art nicht verzichten. Sei Reinhaltung des Blutes von jeder Rassenvermischung die Grundlage unsres heutigen Staatswesens, sei der biologischen Ethik wie jeder wissenschaftlichen Erkenntnis ihr weltliches Recht gewahrt — mit christlicher Ethik ist es nicht vereinbar, wenn ein Breslauer Gericht erklärt, es sei „unter dem Begriff Rassenschande nicht nur die geschlechtliche Vereinigung einer Arierin mit einem Nichtarier und umgekehrt, sondern auch jeder andere freundschaftliche Verkehr, soweit er über den Rahmen des rein Geschäftlichen hinausgeht, zu verstehen" (so laut Nat.-Soz. Parteikorr. FZ 455 vom 6. 9.); es ist aber auch mit Worten maßgebender Männer des deutschen Staates nicht vereinbar. Die Bergpredigt ist uns zu tief ins Gewissen eingegangen. Ist das jüdische Element unter uns nunmehr — von unsrem Staate als solches gezeichnet — ein Fremdvolk —, so bleibt es, wird es darum erst recht für uns ein Gastvolk, und uns dünkt, wir seien nicht nur als Christen aus Güte, sondern als Deutsche um unsrer Ehre willen schuldig, es als solches zu behandeln. Daß Fremdvolk und Gastvolk dasselbe sei, ist in solchem Zusammenhang oft genug gesagt worden. (Z. B. Pos. Chr. Nr. 14.) Der geistige Austausch mit einem Gastvolk und der ihm dienende gesellige Verkehr kann nicht unter den Begriff der Rassenschande fallen.

Was meint auch der Führer Anderes, wenn er in Nürnberg am 15. September vor den leitenden Persönlichkeiten der Partei darauf hinweist: „daß die nationalsozialistische Gesetzgebung die einzige Möglichkeit eröffne, mit den in Deutschland lebenden Juden in ein erträgliches Verhältnis zu kommen ..., daß den Juden in Deutschland nach diesen Gesetzen Möglichkeiten ihres völkischen Eigenlebens auf allen Gebieten eröffnet würden, wie sie bisher in keinem andern Lande zu verzeichnen wären". Im Hinblick darauf erneuerte der Führer den Befehl für die Partei, jede Einzelaktion gegen Juden zu unterlassen. So DNB. Wir erinnern auch an das oben erwähnte Wort des Reichsministers Frick.

Und solange der § 24 der Parteisatzungen besteht, haben wir das Recht und die Pflicht, den nationalsozialistischen Staat in dieser Richtung zu verstehen.

R

Augustusburg 1935

Wir tagten am 28./29. September auf der Augustusburg. Das Wetter war, nach schlimmen Tagen, auf einmal wundervoll und hielt in seiner sonnigen Herbstschönheit gerade bis zum Sonntagabend aus. Der Besuch war sehr gut. Der Versuch, auf Sonntagskarte hin einzuladen, hat sich gelohnt. Der Leiter, Professor Dr. Liebe (Freiberg) durfte zufrieden sein. Er hat Vorarbeit genug gehabt, auch durch Absagen begehrter Dichter. Er hatte ja der Tagung die Ueberschrift gegeben: „Die Dichter haben das Wort." Schließlich kam nur einer, und dieser eine war eine Frau. Aber wir haben um so mehr im Sonnenstrahl ihres Wesens gelebt. Frau Anna Schieber kam aus Stuttgart; was auch immer sie sagte, es war alles wie ein warmer Anhauch und Gruß aus Süddeutschland, aus den Gauen, wo sie den Kirchenstreit in seiner ganzen Häßlichkeit nicht kennen, wo das Volk noch in Frömmigkeit verbunden ist, und wo doch viele Gruppen und Grüpplein mitten in der schönsten Allgemein-Verbundenheit noch ihre eigenen frommen Wege gehen; wo also ein Zwang und darum auch heftige Ablehnung kaum gespürt wird, wo Kirche, Gemeinde und Gemeinschaft, besonders in Württemberg, ob auch mit mancherlei Spannung, doch noch gut miteinander verbunden sind.

Die ganze Tagung gestaltete sich zu einer inneren Begegnung mit der reifen, abgeklärten, frohsinnigen und mütterlichen Dichterin. Sie ist aber, bei aller Fraulichkeit, ein energischer Geistesmensch, voller Klarheit und nicht ohne Kampfesfreude. Schon am Sonnabendabend schloß sie sich uns auf. Sie las aus ihrem letzten Werke vor (s. vorigen Aufsatz). Sie sprach dann mancherlei Besinnliches über ihren Dichterberuf. So wurde schon der Vorabend reich.

Am Sonntag fand in der Stadtkirche ½9 Uhr Gottesdienst statt, den wir, obgleich er zugleich Gemeindegottesdienst war, doch nach unserer Art gestalten durften. Unsere Dresdner Künstler haben uns dabei wacker geholfen. Ich knüpfte an den Titel des ersten Romans der Dichterin an, „Alle guten Geister", und sprach von guten und bösen Geistern, die doch zuletzt alle der eine Herr in seinen Dienst nimmt. Im Burgsaal trug dann Gertrud Busch aus Dresden sehr eindrucksvoll eine Reihe Gedichte vor, in denen deutsches und christliches Wesen zum Ausdruck kam, von Blunck, Agnes Miegel, Rilke, Herm. Claudius, Paul Ernst, Will Vesper. Darauf hielt Anna Schieber ihren Vortrag: „Ein deutscher Mensch sieht Deutschlands Glaubensnot." Sie sei ein einsamer Mensch und käme von keiner Gruppe. Sie hat in der „Kommenden Gemeinde" mit Wilhelm Hauer zusammengearbeitet, ist ihm auch noch befreundet, aber nun mit Ausschluß jeder Kirchenpolitik; denn sie halte seine Wege für gefährlich und bedrohlich. Es sei ihm etwas verlorengegangen, was er einmal sehr warm hatte. Aus menschlichen Gründen sei er von der Aufgabe abgetreten, Deutschtum und Christentum zu vereinen. Aber ebenso lehne sie auch Karl Barth ab, der uns nicht zur fröhlichen Kindschaft führe. Gotteskindschaft und Bruderliebe, das sind die Urdaten des Christentums; zu ihnen allein und zu Jesus müßten wir zurück. Er ist der religiöse Urwert der Menschheit. Echte Kindschaft müsse es sein, wie bei ihm selbst; den Gedanken einer Adoptivkindschaft für uns lehne sie ab. Sie sei auch keine Freundin von Bekenntnissen, die nur trennen. Man solle das Vaterunser zu dem einen Bekenntnis der ganzen Christenheit machen. So könne man Brücken bauen; und diese Worte sollten ihr Dienst an der Tagung sein, die sich ja die Aufgabe gestellt habe, Brücken zu bauen.

Eine Aussprache über den Vortrag fand nicht statt, auch nicht am Nachmittag, was einige bedauerten. Die Leitung hielt es für richtig, den Gemütsertrag des Vortrags nicht zu stören. Doch kam Anna Schieber am Nachmittag noch einmal zum Wort. Ihre schönen Schriften wurden rege gekauft. Professor Dr. Liebe erklärte es als seine und der Tagung Aufgabe, fern von allen kirchenpolitischen Gegensätzen den gegenwärtigen Wert des Christentums herauszuarbeiten und dadurch mit zum religiösen Frieden zu helfen. So sollten wir Brückenbauer sein. Der Berichterstatter wird

sich einer solchen Aufgabe nie entziehen, soweit sie wirklich von jeder Kirchenpolitik fernbleibt. Deren Aufgaben — sie sind nicht zu umgehen — käme anderen Kreisen zu, an deren einen, die Bekenntnisfront, er sich selbst gebunden hat. Der Leiter der Tagung will nun zunächst durch eine feste Organisation (ihr Anfang ist schon da) die Tagung unterbauen und versuchen, ihr auch an anderen Stätten Deutschlands Brennpunkte zu gewinnen. Seine Anschrift ist: Professor Dr. Liebe, Freiberg i. Sa., Goethestr. 13. Mitgliedsbeitrag der Vereinigung Augustusburg ist vierteljährlich 40 Pf.

Chemnitz Carl Mensing

Anna Schiebers Lebensgeschichte

Goethe schrieb zu seinem siebzigsten Geburtstag Verse, die er selbst als sein Vermächtnis an die Jüngeren bezeichnet hat. Sie beginnen:

> Ihr sollt nicht mit dem Edlen Kurzweil treiben,
> erst sollt ihr leben und dann sollt ihr schreiben.

Man möchte diese Worte vielen unreifen Schriftstellern und Rednern einprägen. In jedem Falle haben manche Dichter und Dichterinnen Gewinn davon gehabt, daß sie erst spät anfingen zu schreiben. So Anna Schieber. Als ihr erstes Buch erschien, 1905, das Buch, durch das sie mit einem Schlage bekannt wurde, „Alle guten Geister", war sie nicht mehr fern von Vierzig. Und in ihrer jetzt erschienenen Lebensgeschichte berichtet sie, daß sie drauf und dran war, die Handschrift zu verbrennen, weil ihr das Werk nicht genügte. Schlauheit und Hartnäckigkeit eines Freundes der Dichterin haben uns vor diesem Verlust bewahrt. Wer einmal so hohe Forderungen an sich stellt, wie sie es damals tat, wird das auch weiter tun. Und so sind in ihren späteren Büchern, wie dem Roman Ludwig Fugeler, aber auch in manchen ihrer vielgelesenen kleinen Erzählungen, nicht wenige Stücke, in denen sie — so empfinden Viele — noch tiefer nach innen geht und den Schicksalen des äußeren Lebens noch freier gegenübersteht als in jenem ersten.

Daß sie, aus frommem schwäbischen Hause stammend, in vielem der überlieferten kirchlichen Denkweise entwachsen ist, zeigte vor Jahren ihr Buch „Gespräche mit Martina", das allen Theologen und sonstigen Kirchenleuten harte Fragen stellt, aber eben deshalb von ihnen mit allem Ernst gelesen und durchdacht werden sollte. Auch ist solch schroffe Abwendung begreiflich bei Selbstständigen, die erst halb unbewußt, dann immer deutlicher sich gegen die Enge ihrer geistigen Heimat auflehnen mußten. Was aber bei Anna Schieber keineswegs bedeutet, daß sie sich heutigen Gegnern des Christentums angeschlossen hätte. Solange der Kreis der „Kommenden Gemeinde" immer weitherziger Gemeinschaft mit Allen suchte, die guten Willens sind, konnte die Dichterin hier mitarbeiten. Als aber die Verengung eintrat, daß Hauer mit einem Teil seiner Anhänger, obwohl sie sich noch „Bewegung" nennen, eine Art gegenchristlicher Kirche bildete, konnte Anna Schieber nicht mehr mitgehen. Sie hat das wiederholt öffentlich ausgesprochen und wenn hier und da immer noch erzählt wird, sie sei ungefähr unter die Heiden gegangen, soll man das klar und scharf als Geschwätz abtun; es gibt leider in erregter Zeit viele falsche Gerüchte.

Ihr neues Buch „Wachstum und Wandlung" (Tübingen, Rainer Wunderlich, 426 S., 6.80 M.) kann Selbstbiographie oder Selbstbildnis heißen. Selbstbildnis aber nicht in irgendwelchem eitlen Sinn; es ist von anderen Leuten und von dem, was ihr begegnete, darin viel mehr die Rede als von ihr selbst. Es steht mit ihr wie mit allen tüchtigen Leuten: sie ist sich selbst gar nicht so interessant wie die überreflektierten modernen Menschen es sind; aber die Mitmenschen, auch Tiere, „Schöpfungsgeschwister", der Zusammenhang der Dinge sind ihr von höchstem Interesse. An wahren Fortschritten von Jugend und Vaterland kann sie leidenschaftliche Freude haben. Von dem, was sie ablehnt, redet sie hier nicht viel, aber man merkt, daß mit dem ernsten Nachdenken ein streitbarer Wille verbunden ist. Dabei klingt doch über dem Ganzen eine höhere Harmonie: „Alles hängt mit allem zusammen." Und Selbstbiographie ist das Buch nicht im Sinne einer zusammenhängenden Schilderung ihres Lebensganges. Aus ihrer Tätigkeit als Schwester im Kriege gibt sie sehr charakteristische Bili ebenso dann aus der Inflationszeit, in der es ihr geschie wurde, vieler Not abzuhelfen; vom Kriegsende dagegen s sie nichts. Und so hat sie in diesem Buche auch manche inn erlebte persönliche Schicksale verschwiegen oder beschwieg

Dennoch erfährt man vieles aus einem langen und reic Leben: engste Verbundenheit mit der Mutter, schwere Kra heit in jungen Jahren, Erziehung eines fremdländischen K des, Hineinwachsen in lebendige Teilnahme an geisti Kämpfen unserer Zeit, Freundschaften mit Künstlerinnen, lehrten, Denkern, Reisen nach dem Süden und an die No see, ein Heim mit der in langer Berufsarbeit bewähr Freundin — es ist schon recht, daß das Schlußkapitel i Titel laterna magica bekam. Dem Theologen, überhaupt d evangelischen Deutschen, der die letzten Jahrzehnte mit wußtsein durchlebt hat, begegnen in dem Buch viele Bekann Geyer, Schrempf, Baumgarten, und die Schilderung ei Zusammenkunft schwäbischer Pfarrer und Frauen aus Zeit des Kampfes um Jatho ist ein sehr anziehendes St Kirchenkunde. Aber der Horizont ist weit: Der seelenforscher Mediziner Prinzhorn und der zum Beuroner Benediktin gewordene niederländische Maler Verkade (mit originel Art, einem verwilderten Kind zurechtzuhelfen) erscheinen diesen Blättern, sowie Männer und Frauen, deren Name nie Zeitungen kam und in keinem Nachschlagewerk steht, die a der Dichterin ans Herz gewachsen waren und die sie s lebendig uns vor Augen stellt. Daß oft ein bildhaftes W sich einprägt, etwa von kranken Kindern, denen man ein Arm voll Sonne hintragen müsse, ist bei einem Buch v Anna Schieber selbstverständlich, und daß, wer Kindern so erzählen vermag wie sie in so vielen ihrer Schriften, ein reichen Schatz von Erzieherweisheit mitzuteilen hat, das w keinen Leser überraschen. Der stärkste Eindruck aber blei daß hier eine wahrhaft mütterliche Frau zu uns spricht, ei von der Art, die sie einmal im Blick auf ein immer schwest lich hilfsbereites Mädchen so beschreibt: „Der man alles a legt und alles hinträgt, und deren Lebensreichtum einst da zu bestehen haben wird, daß die Andern ihre Lebenslasten ihr bringen."

Man druckt aus neueren Büchern gern ein Stück ab. Ab außer den wenigen Worten, die hier schon mitgeteilt sind, hier keine solche Kostprobe stehen. Lest das Buch, kauft verschenkt es zu Weihnachten, auch schon vorher und eber nachher! M

Gottes Wort

Ein König in Asien ließ an seinem Hofe täglich aus dem heilig Buche seines Volkes vorlesen; denn dieses handelte von Demut Liebe, Ehrfurcht, Gehorsam und Ergebung; er hoffte damit seinen Th zu sichern und jede Auflehnung gegen Steuerdruck schon im ersten Kein der Gedanken zu ersticken. Er selber saß auf seinem goldenen Stuhl u hörte mit geschlossenen Augen zu.

Eines Tages war der Stuhl leer. Der König war, als der Die morgens in sein Schlafgemach eintrat, nicht darin gewesen und bl verschwunden.

Erst nach vielen Jahren hörte man beim Tode eines heiligen Mann der in Demut, Liebe und Gehorsam sein Leben verbracht hatte, er früher einmal König gewesen.

Ein schweres Amt

Ein Hofprediger hatte seinen Fürsten wegen lasterhaften Lebens fr mütig gestraft und wurde dafür auf ein entlegenes Dorf versetzt. Nachricht beglückte ihn so, daß er glaubte, allen bösen Schein meiden müssen, und bei der Abschiedsaudienz äußerte, der Fürst möge ja ni glauben, daß er seine scharfe Rede geführt habe, um vom Hofe verbar zu werden.

Der Fürst sah ihn lange an und erwog diese Worte. Dann sag er: „Behaltet Euer Amt in der Residenz."

Der Hofprediger, der sein Kreuz im Vorzimmer in den Schirmständ gestellt hatte, in der Meinung, es dort stehen zu lassen, nahm es wied auf die Schulter und ging keuchend nach Hause. Gerhard Heine

Das Antlitz des deutschen Volkes

Das Buch vom deutschen Volkstum. Wesen — Lebensraum — Schicksal. Herausgegeben von Paul Gauß unter Mitarbeit vieler Gelehrter. Leipzig, F. A. Brockhaus 1935. 136 Karten, 1056 Abbildungen, 17 Uebersichten. Leinen 20 M.

Nur wenige Bücher halten das, was man von ihnen erwartet. Die Anforderungen, die Geschmack und Geist des vielschichtigen Lesepublikums heute stellen, sind schwer zu erfüllen. Ganz zu schweigen von den leisen Herzenswünschen, die man hie und da beim Kauf von Büchern hegt und die oft lange der Erfüllung harren. Es ist nun einmal Tatsache: man kauft ein Buch nicht allein seines Titelbildes, seiner äußeren Aufmachung oder um einer vorauszusehenden Spannung des Inhaltes willen; man möchte vielmehr einem „Etwas" begegnen, von dem man weiß, daß es in uns ruht und auf die brüderliche Stimme wartet, die es aus der Unbewußtheit heraushebt — und unseren Traum, den wir in jener Bewußtseinsregion träumen, als Wirklichkeit darstellt. Es gehört zu den großen Seltenheiten, daß dem Bücherfreund auch diese geheimsten Sehnsüchte erfüllt werden. Der Erfolg eines Buches liegt ja weniger in seiner Wirkungsbreite — ja vielleicht ist das gerade nur das Zeichen eines guten Durchschnitts —, als in seiner Wirkungstiefe. Und das Echo solcher Tiefenwirkung bleibt oft schwach, weil die Oberfläche des Menschen zuweilen recht weit von ihrem Mittelpunkt entfernt ist.

Bücher über das „deutsche Volkstum" sind heute nicht mehr selten. Es gibt da schon manches Brauchbare: man denke an Namen wie Riehl, Nadler, Hellpach u. A. Nun hat der Verlag F. A. Brockhaus ein Werk herausgebracht, das auch kühnste Erwartungen übertrifft. Es ist ein Buch, das nicht nur über das Volkstum abhandelt, sondern aus diesem herausgewachsen ist und selbst zu einem Liebling unseres Volkes zu werden bestimmt scheint. Ganz leise beginnt unser eigenes Volk uns aus den Texten und Bildern anzusprechen, zieht die lange und oft harte Schicksalskette unserer Ahnen in Karten- und Bilddarstellungen an uns vorüber, rührt das Schaffen unserer Väter, als Bauern oder Künstler, als Geisteskämpfer oder Staatsmänner uns ans Herz. Hier ist das Buch, das Zwiesprache mit uns halten will über die Schönheiten deutscher Landschaften und Kunstwerke; das uns die Kräfte des Volkstums in Sitte und Kultur anschaulich und gegenständlich werden läßt; das von den Wunderwerken der Technik, von der Unverzagtheit deutschen Schaffens und Kämpfens erzählt; das zuletzt nichts anderes will, als uns zeigen, daß wir Schicksalsgenossen sind aus der tausendjährigen Wurzel unseres Seins und der Gemeinsamkeit einer kulturellen Erbschaft, die heute noch unser Leben nährt und trägt. Das Bewußtsein geistiger und seelischer Bruderschaft wird lebendig aus den großen Werkgemeinschaften früherer Jahrhunderte und stärkt so jenes Gefühl, das uns heute am meisten nottut.

Drei Sprachmittel wirken in feinfühliger Weise zusammen, um uns eine rechte Anschauung von Wesen, Schicksal und Lebensraum unseres Volkstums zu geben: ein Text-, Bilder- und Kartenteil. Man vertiefe sich einmal in eine Staatenkarte des Mittelalters und deute aus ihrem expressionistischen Linien- und Farbengemisch die Schicksale jener Zeit; und dann vergleiche man mit einer heutigen Karte — und vergesse nie, daß unsere Ahnen es waren, die hier bauten oder vertaten. Oder man lasse die Bilddarstellungen deutscher Dörfer, Städte, Klöster, Burgen und Schlösser auf sich wirken, und erkenne aus ihrem Fachwerk, ihrer Wuchtigkeit oder Leichtstrebigkeit jenes eigentümliche Spannungsgesetz, das deutsches Wesen immer in der Schwebe hält und halten wird. Oder man blättere jene Seiten um, wo vom Wirtschafts- und Verkehrsleben, von den Wissenschafts- und Bildungseinrichtungen, der Kunst und Technik die Rede ist (es sprechen immer Bilder, Karten und Texte zusammen!) und lasse diesen Reichtum einmal zu einem ehrlichen Gefühl der Freude und des Stolzes werden! Aber man vergesse auch die Brüder und Schwestern nicht, die von „deutscher Unruhe" getrieben, auf Wanderwegen oder Kriegszügen, als Kolonisatoren oder Forscher in ferne Länder zogen, dort aber deutsche Art unter oft schwierigsten Verhältnissen zur Geltung brachten! Ihnen vor allem hat dies Buch ein schönes Denkmal gesetzt in den Kapiteln, die vom „Deutschtum im Ausland" und von ihrem „völkischen Abwehrkampf" handeln. In ausführlichen Monographien wird von Geist und Schaffen jener Volksgenossen in der Schweiz, in Oesterreich, Südtirol, Liechtenstein, in der Tschechoslowakei, in Ungarn, Südslawien, Rumänien, Polen, Rußland, Amerika und im Bereich unserer früheren Kolonialgebiete gehandelt. Die textlichen Erläuterungen zu dem großen Bild- und Kartenmaterial werden von hervorragenden Gelehrten bestritten, und man hat das Gefühl, trotz der Knappheit ihrer Ausführungen, aus einem großen Ganzen zu schöpfen. Und für unsere Leser besonders interessant jener Teil, der vom Protestantismus und vom Katholizismus im deutschen Volkstum handelt (für den ersteren schreibt der unseren Lesern als Mitarbeiter der CW bekannte Konsistorialrat D. Dr. Ernst Schubert, Berlin; für den zweiten Dr. Richard Mai, Berlin).

Es ist mir sehr schwer gemacht, alles zu verraten, was man in diesem Buch finden kann: „der Dinge sind zu viel". Als Weihnachtsgeschenk wäre es eine große und wertvolle Gabe, würde viel von der Liebe erzählen, die man zu seinem Volk und zu seinem Nächsten hat. Der Herausgeber, die vielen Mitarbeiter und der Verlag verdienen aber diesen Dank.

Kiel Otto Hubele

Urkunden

Aufruf an die evangelischen Gemeinden

Auf Grund des Gesetzes zur Sicherung der Deutschen Evangelischen Kirche vom 24. September 1935 und der ersten Durchführungsverordnung vom 3. Oktober 1935 hat der Herr Reichs- und Preußische Minister für die kirchlichen Angelegenheiten uns in den Reichskirchenausschuß bzw. in den Landeskirchenausschuß für die Evangelische Kirche der altpreußischen Union berufen. Wir haben damit durch staatlichen Auftrag als Männer der Kirche die Leitung und Vertretung der Deutschen Evangelischen Kirche und der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union übernommen. Wir wissen uns als Treuhänder für eine Uebergangszeit, an deren Ende eine in sich geordnete, selbständige Deutsche Evangelische Kirche stehen soll.

Die unantastbare Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche ist das Evangelium von Jesus Christus, wie es uns in der Heiligen Schrift bezeugt und in den Bekenntnissen der Reformation neu ans Licht getreten ist. (Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche, Artikel 1.) Alle Arbeit der Kirche, auch ihre Theologie und ihre Verwaltung, muß der Verkündigung dieses Evangeliums dienen.

Aus dieser Glaubensgebundenheit ermahnen und bitten wir die evangelischen Gemeinden, in Fürbitte, Treue und Gehorsam zu Volk, Reich und Führer zu stehen. Wir bejahen die nationalsozialistische Volkwerdung auf der Grundlage von Rasse, Blut und Boden. Wir bejahen den Willen zur Freiheit nationaler Würde und sozialistischer Opferbereitschaft bis zur Lebenshingabe für die Volksgemeinschaft. Wir erkennen darin die uns von Gott gegebene Wirklichkeit unseres deutschen Volkes.

Diesem deutschen Volke hat die Kirche die Botschaft von Jesus Christus zu verkündigen, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, unserem Herrn, dem Heiland und Erlöser aller Völker und Rassen. So rufen wir alle lebendigen Kräfte im evangelischen Deutschland zum Gehorsam des Glaubens und zur Tat der Liebe. Vor allem liegt uns in der gegenwärtigen Stunde daran, die im Kampf der letzten Jahre deutlich gewordenen unaufgebbaren Anliegen zu verstehen und die aufgebrochenen Kräfte zu positivem Einsatz zu führen. Nur auf diese Weise können die zerstörenden Folgen des Kirchenstreites überwunden werden. Nur so kann ein neues Vertrauen im evangelischen Deutschland und darüber hinaus in der ganzen Christenheit wachsen und wird die Kirche der Reformation dem deutschen Volk auch in den religiösen Auseinandersetzungen unserer Tage den schuldigen Dienst leisten können. Spannungen sind unausbleiblich. Sie müssen in Würde, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ausgetragen werden. Das gilt für uns und unsere Gegner. So gehen wir ans Werk. Wir stehen unter dem Ernst einer schweren Verantwortung, sind aber getrost in der Gewißheit, daß Gott seine Kirche erneuern kann.

Der Reichskirchenausschuß:

Zoellner Diehl Eger Hanemann Koopmann
Küßner Mahrenholz Wilm.

Der Landeskirchenausschuß für die Evangelische Kirche der altpreußischen Union:

Eger Kaminski Küßner Martin Schmidt
Zimmermann

Blick in die Welt

Weltanschauung und Religion

Protestantische Motive im deutschen Idealismus. Oberstudiendirektor Erich Franz, unseren Lesern kein Unbekannter mehr, schreibt in „Forschungen und Fortschritte" (Heft 27, S. 348 f.): „Kants Autonomiegedanke geht auf Luther zurück, freilich nur in dem Sinne persönlicher Verantwortung; der Begriff der sachlichen Autonomie der geistigen Werte ist Luther fremd. Kants Lehre von der Absolutheit des Sittengesetzes und der Heiligkeit der ‚Menschheit' hat religiös protestantischen Ursprung. Der Titanismus der Fichteschen Ichphilosophie ist die Säkularisierung der protestantischen Lehre von der heiligen Absolutheit Gottes. Hegels Theorie von der ‚List der Vernunft' ist eine Umformung der protestantischen Prädestinationslehre; seine These von der Vernünftigkeit alles Wirklichen ist die weltliche Form des protestantischen Vorsehungsglaubens. Der Humanitätsglaube des Idealismus ist die Weiterbildung des christlichen und altprotestantischen Glaubens an ein unsichtbares Reich des Geistes, das nicht von dieser Welt ist. Die Zugehörigkeit zu ihm hebt den Menschen innerlich über alle Nöte des Irdischen hinweg, vermag die Welt aber nicht umzugestalten. Der weltabgewandte, ganz nach innen gerichtete Zug des deutschen Idealismus ist ein Erbe lutherischen Geistes."

Von Luther bis Herder — oder: Werden und Durchbruch des Volksgedankens. In den „Nationalsozialistischen Monatsheften" (Nr. 66, S. 807 ff.) lesen wir: „Der erste elementare Durchbruch des Volks- und Nationalgedankens aus dem inneren Rasseempfinden heraus erfolgte wohl durch Luthers religiösen Reformationsversuch. Konnte er auch das Volksbewußtsein nicht mit typenbildender Kraft formen, so hat er doch den Boden für ein blutbedingtes Volksbewußtsein aufgelockert, dessen mythische Kraft das Leben der Gegenwart durchpulst und das deutsche Volk von den Fesseln eines scholastisch-humanistisch-klassizistischen Schematismus befreit. Das Fühlbarwerden der Volksenergien hat das Wesen des Volkstums an sich ergründen lassen. Dieses Suchen nach den wahren Werten der menschlichen Gemeinschaft hat im Laufe der Jahrhunderte zur Formung unseres Weltbildes geführt, in dem sich heute unser volks- und staatspolitischer Arbeitskreis scharf abzeichnet. Leibniz' Erkenntnis von dem Werden des Ganzen findet bei Herder Ausdruck in seinem lebenden, auf das Volksleben angewandten Gemeinsamkeitsbewußtsein. Herder definiert bereits die Nation als die Fortsetzung der Familie und des Stammes, als rassisch und biologisch begründet, als Werk der Natur und für den Menschen schicksalbedeutend, Erkenntnisse, die durch die Ideen der Französischen Revolution, daß die Nation eine Gemeinschaft freier Bürger ist, die den Gesetzen, die sie sich gegeben haben, Gehorsam und Loyalität entgegenbringen, ein Produkt der Politik und Vernunft ist und die vollkommenste Organisation der Menschen darstellt, nicht mehr widerlegt werden konnten." (Vgl. hiermit die vorangehende Notiz.)

Was heißt Christentum — und was Deutschtum? In einem Aufsatz „Heldentum und Christentum" von Alfons Groeger („Durchbruch" Nr. 41) findet man folgende Definition: „Christentum heißt: vollkommene, sklavische Unterwerfung unter den Willen eines Gottes, Unterwerfung unter die sittlichen und moralischen Ansichten einer Kirche, die sehr oft den Anschauungen der blutsmäßigen Bedingtheiten geradezu entgegengesetzt sind. Deutschtum heißt: Kampf für und um sein Schicksal. Wer also ein echter und vollkommener Christ sein will, der müßte seine rassischen Bedingtheiten abwerfen und nur nach den Dogmen einer Kirche leben, der müßte den Quell verschütten, aus dem allein Tatmenschentum und Heldentum geschöpft werden kann."

Am 17. September 1915 starb in Rußland ein 25jähriger Deutscher. Er schreibt am gleichen Tage an seine Eltern: „Schwerverwundet liege ich auf dem Schlachtfeld. Ob ich durchkomme, liegt in Gottes Hand. Sonst weinet nicht, ich gehe selig heim. Euch alle grüße ich noch einmal herzlich. Möchte Gott Euch bald Frieden schenken und mir eine selige Heimfahrt geben. Jesus hilft mir. So stirbt sich's leicht." (Aus: „Kriegsbriefe gefallener Studenten", zitiert nach „Kämpfen und Glauben" von Joh. Eilemann, S. 409). — Christentum oder Deutschtum? Sklaventum oder Tatmenschentum?

Deutscher Frontkämpferglaube. Die Zeitschriftenartikel über dieses Thema häufen sich; nun gibt es auch schon ein Büchlein darüber von Erwin Langner (F. Hirt, Breslau 63 S., 1.50 M.), das stellenweise sehr wirksame Kritik daran übt, ob etwa das Kriegserlebnis oder die da erlebte Glauben erschütterung in pastörlicher Besinnung zu „beurteilen" sei, statt einmal die ganze Erlebnismasse von einer tatsächlichen Erfahrungsgrundlage her zu sehen. Langner fällt harte Urteile, besonders was die christlichen Feldprediger anlangt, aber manches von ihm Gesagte ist zweifellos richtig. Und gerade dieser wenigen Stellen wegen verdient er auch, von denen gelesen zu werden, die es vielleicht am meisten angeht: von unseren Pfarrern, die als Prediger oder Frontkämpfer draußen mitgelitten haben; und ich bin sicher, daß sie allein auf diese Zeugnisse die richtige Antwort geben können. — Nun schreibt Fritz Gericke im „Deutschen Glauben" (Nr. 10, S. 465 ff.) eine Art Kommentar zu Sätzen aus dem Buche Langners. Es scheint uns freilich ausgeschlossen, daß Langner bei seinem „Deutschen Frontkämpfer-Glauben" an das gedacht hat, was nun Gericke folgert. Einige Sätze Gerickes seien mitgeteilt: „Ihr" (der Gefallenen) „Andenken wird geschändet, wenn man sie für die eine oder andere Glaubensart beschlagnahmt... Wer deutsch sieht, nichts als deutsch, wird in den soldatischen Gedanken der Vergangenheit den Kampf erkennen, der zwischen der Haltung des germanischen Kriegers und dem Christenglauben gesetzt ist ... Das rote Titelblatt der Schrift" (Langners) „... zeigt einen erdschwarzen Stahlhelm und davor, ihn überhöhend, ein überwirklich scheinendes weißes Lichtkreuz. Das ist christlich gedacht oder sogar (!) auch gemeint. Aber an diesem Kreuz hängt kein Gekreuzigter mehr im Sinn eines überlebten Christenglaubens. Denn dieser alte Glaube zerbrach. Er war nicht einmal vorhanden, er bewährte sich nicht" (im Krieg). „Von Berufs wegen vertraten ihn im Felde immer nur die Unberufenen, weil sie selbst — nicht kämpften" (S. 466 67). Oder: „Im Glauben des Frontmenschen ist es überwunden" (das Christentum). (Sperrungen dieses Textes [außer der letzten] stammen von uns.)

Und nun zum Vergleich einige Sätze aus Langners Buch. „Die Bekenntnisse gefallener Studenten sind wie letzte Worte Jesu am Kreuz, so stark war die Heilandsbegegnung im Felde" (S. 48). „Noch nie ist der Mensch sich seiner Kreatürlichkeit so bewußt gewesen wie im Kriege" (S. 56). „In Gehorsam und Opfer ergaben sich andere Gleichungen einer Christuserfahrung... Der Gekreuzigte nahm an dem Verstehen teil, wenn anders der Frontmensch von seinesgleichen verstanden sein wollte. Sein stellvertretendes Leiden und Sterben wird nun Keiner mehr sich zugute führen, als ob ihm das alles erspart bleiben könnte, — sondern über sein eignes Sterben und Leiden wird er Erlösung finden" (S. 57). „Das Kreuz ragt in neuer Anschaulichkeit in den Ernst des Krieges hinein... Das Kreuz wird zu einem lebendigen Mysterium, und das Sterben draußen zu dem lebendigen Sakrament, an dem sich das Wunder des Christus wiederholt" (S. 58).

Die Auseinandersetzung um den Frontkämpferglauben hat eben erst angefangen. Aber es wird wohl so sein (und hier stimmen wir Langner vollständig zu), wie er auf S. 50 schreibt: „Die Geschichte dieses Krieges wird nie geschrieben werden. Die sie schreiben könnten, werden schweigen. Die sie schreiben, haben sie nicht erlebt." — Sollte das nicht auch und gerade für des Frontkämpfers „Glaubens-Erlebnis" gelten?

*

Vom Buchwesen alter und neuer Zeit

Buchbehandlung um 1590. Eine Art Bibliotheksordnung aus jener Zeit teilt uns die Zeitschrift für Bücherliebhaber („Philobiblon", Nr. 6, S. 295) mit. Welche Persönlichkeit sie verfaßte, ist im Text enthalten: „Mann oder Frau, unter dieser Voraussetzung gestatten wir Dir den Gebrauch dieses Buches. 1. Behandle es nicht als Sklaven, es ist ein freies Buch (Wortspiel: liber = das Buch, frei, das Kind), so drücke ihr kein Schandmal auf. 2. Verkehre nicht auf Hieb und Stich mit ihm, es ist kein Feind. 3. Du sollst nichts anstreichen weder innen noch außen, noch irgendwohin. 4. Du sollst kein Blatt hinzufügen, noch einknissen, noch zerknittern. 5. Hüte Dich, die Ränder der Seiten zu beschreiben. 6. Jede Schrift außer der ursprünglichen, bleibe ihm fern: es ist ihm besser, daß es zugrunde geht, als daß es entstellt wird... 9. Schütze es vor Mäusen, Würmern, Schaben, Fliegen und Dieben. 10. Bewahre es vor Wasser, Oel, Feuer, Moder und Schmutz. 11. Es darf benutzt, aber nicht mißbraucht werden... 15. We

nachkommt, soll, auch wenn er uns unbekannt ist, auf Liste der Freunde gesetzt werden, wer zuwiderhandelt, auch wenn er zu unseren Bekannten gehört, gestrichen den. Diese Vorschriften gab sich und Anderen in eigner he der Herzog Thomas Vargas Macciucca. nn Du einverstanden bist, so bestätige mir dies, wenn nicht, gilt unsere Freundschaft?"

ieses Schrifttum gehört nicht in die Volksbücherei. Unter em Titel bespricht „Die Bücherei" (Heft 9/10, S. 413 f.) Reihe von Werken, die sie scharf ablehnend behandelt. en jüngsten Werken von Rudolf Herzog („Ueber das er Verwehte") oder Carl Haensel („Echo des Herzens") auch Edmund Kiß mit seinem Roman „Wittekind Große" unbarmherzig abgeschlachtet. Unsere Leser wer- sich des Aufsatzes „Dichtung und Wahrheit über Widu- " erinnern, den wir gegen desselben Verfassers „Witte- . Ein Trauerspiel" (Sp. 201) gebracht haben und ebenso fast einhelligen Lobgetöns, das die deutschgläubige Presse immte.

ur einige Sätze aus dieser restlosen Verurteilung des nans seien hier mitgeteilt: „Für E. Kiß ist Wittekind der ‚Große', der wahre und einzige Vertreter deutschen kstums, deutschen Glaubens und deutscher Seele. Karl Große ist demgegenüber ein kleiner, raffinierter, durch ige und Verräterei hochgekommener und mit Listen und en und lauter unehrlichen Mitteln seine Herrschaft be- otender Regent. Kiß stellt sich mit solcher Auffassung be- t auf die Seite derer, die in mißverstandener Aus- ung und Ausweitung einer durch Rosenberg vorgenom- en Ehrenrettung des Sachsenherzogs den Frankenkönig l mit dem Schimpfnamen ‚Sachsenschlächter' belegen... halte es übrigens für dreisten Anachronismus, in den en 770—790 die Sachsen immer von ‚deutschem' Land, ‚deutscher' Seele, vom ‚deutschen' Gott reden zu lassen; die tapferen Kerle der Helgeschar denken und sagen zu n, daß sie ‚mit dem Helden des deutschen Gedankens auf Erdkreis ritten'; das ist eine das wahre Heldentum jenes sischen Freiheitskampfes verniedlichende und geradezu be- gende Unverfrorenheit. Das ist Leitartikelei des 20. Jahr- derts, wie sie sich leider immer wieder in diesem journa- ch flott und flüchtig hingeschriebenen Buch findet. Dieser tekind-Roman ist aber vor allem eine einzige und einzig- ge Begeiferung und Herabsetzung des Christentums. Kiß nt es immer nur die ‚seelenmordende Fremdlehre', das t' aus dem ‚Morgenland'; ... Kiß wird heute für sein h gewiß eine beträchtliche Gemeinde finden. Für die ksbüchereien müssen wir es wegen seiner stur-gehässigen blasphemischen Haltung dem Christentum gegenüber strikt hnen..."

merikanisch. Bruce Rogers (New York) hat eine Bibel Folioformat in nur einem einzigen Exemplar gedruckt, und r auf einem echten Japanpapier, das er in England ent- te und dessen Menge gerade noch ausreichte, um dieses e Exemplar herzustellen. Die Herstellung kostete 1200 ische Pfund. Bruce Rogers sucht nun Subskribenten, die 0 Pfund zeichnen sollen, damit dieses Bibelunikum der großbibliothek in Washington gestiftet werden kann. — e Ausstellung der Junior League zeigte „verbotene Bücher" r Zeiten und Länder. Man wird sich wundern, darunter die Bibel und Homer zu finden, die im Jahre 35 vom ser Caligula wegen zu freisinniger Ideen verboten ge- en sein sollen. (Dabei hat man leider vergessen, daß es im r 35 noch gar keine „Bibel" gab!) — Noch eine andere igkeit meldet man aus New York: In Ermangelung ande- Bücher soll diesmal Flauberts „November" auf den Index unerwünschten Bücher gesetzt worden sein. Ein Buch- dler in New York, in dessen Laden man 72 Exemplare hlagnahmte, legte Beschwerde dagegen ein. Der Hohe Ge- tshof soll das Werk mit dem Urteil freigegeben haben: „das Kriterium der Unsittlichkeit abhängig sei von Zeit, und allen den Elementen einer ständig sich verändernden lt. Was in einer früheren Periode als sittlich galt, könne iner anderen Zeit als unsittlich gelten". (Entnommen aus Zeitschrift für Bücherfreunde „Philobiblon".)

*

e und Bevölkerungspolitik

erfälschung des Rassegedankens durch Geheimlehren. le mögen glauben, der „einzige und gefährliche" Gegner der Rassenlehre sei das Christentum. Seine religiöse Denkweise, so scheint es wohl, könne diese Gedanken nur rundweg ablehnen. Wenn dem nun so „rundweg" wäre, so hätten unsere Gegner ja recht. Von welcher Seite nun aber die wirklichen Gefahren drohen, zeigt ein Aufsatz von Dr. Meyer-Heydenhagen im Septemberheft der „Nationalsozialistischen Monatshefte" (S. 770—778). Das Verwunderliche an dem Ganzen ist nämlich, so schreibt er, daß jene Verfälscher des Rassegedankens ihn als solchen bejahen, ja ihn leidenschaftlich verkünden. Die Rasse wird da Allheilmittel, steht im Dienste buddhistischer Wiedergeburtslehren, mazdaznanischer „Ariosophie" oder finsterster Astrologie. Da gibt es „edelrassige Eltern" mit nur „hochwertigen Seelen", die schon die höchste Stufe des achtgliedrigen Weges ins Nirvana erreicht haben; ja man kann wieder in eine „niedrige Seele" eingehen, wenn etwa die unwissenden Eltern die Rassenhygiene nicht beachten, sei es bei ihrer Heirat oder ihren späteren Erziehungsversuchen. In der „Ariosophie" wird die „Religion der Blonden" vertreten, „arisches Weistum" verkündet u. ä. m. Der Verfasser schließt: „Was nützt die Aufklärungsarbeit der nationalsozialistischen Regierung über die Notwendigkeit der Erb- und Rassenpflege, was nützen die Gesetze und Maßnahmen, wenn aus so und so viel unterirdischen Spalten der Zeitungs- und Bücherwelt des okkultistischen Lagers die entgegengesetzten Behauptungen quellen und alle diese Arbeit boykottiert wird?", und warnt eindringlich vor weiterer Irreführung. (Vgl. den Aufsatz in dieser Zeitschrift 1934, 979 ff.: Astrologie.)

*

Verschiedenes

Die Gruppenbewegung. Von weiteren Erfolgen dieser Bewegung (vgl. CW 220 und 955) melden British Weekly und Christian Century. „Diese Gruppe macht Geschichte", soll ein internationaler Journalist in Genf über die Erfolge geschrieben haben (BrW vom 10. Oktober, S. 36). Von Genf, Bern und Zürich, wo Versammlungen stattfanden, werden große Zuhörerscharen berichtet. Der Besuch des Gründers (Dr. Buchmann) soll in Zürich von besonderer Wirkung gewesen sein, da Zwinglis Nachfolger, Bibliander oder Buchmann, ein direkter Vorfahre dieses Dr. Buchmann sein soll. — Christian Century berichtet unter der Ueberschrift „Die Oxford-Gruppe dringt in Japan ein" von Erfolgen in Karuizawa. — oh —

Bücher und Schriften

De Godsdienst in zijn verschijningsvormen. Door H. Th. Obbink. Groningen, B. Wolters 1933. 288 S. Gebunden 7.90 Gulden.

„Die Religion in ihren Erscheinungsformen." Die Problemstellung und Methode ist ausgesprochenermaßen im philosophischen Sinne phänomenologisch, die Absicht nicht auf Erklären, sondern auf Verstehen gerichtet: „Man erklärt mit seinem analysierenden Verstand, man versteht mit seiner Seele; Erklären ist analytisch, Verstehen ist synthetische Tätigkeit (S. 10). Das Stoffgebiet wird unter folgenden umfassenden Gesichtspunkten behandelt: „Der Mensch und die Natur, der Mensch und die Gesellschaft, der Mensch und das ganz Andere, die Götterwelt, Gottesverehrung und religiöse Bräuche, religiöse Vorstellungswelt, heilige Schriften." Ueber die logische Berechtigung dieser Kapiteleinteilung läßt sich streiten: es ist z. B. die Frage, ob der dritte Teil, der Mensch und das ganz Andere, nicht Momente erhält, die allen Teilen, sowohl den vorangehenden wie auch den folgenden, zugrunde liegen. Unklar ist ferner das Verhältnis des Teiles, der die Götterwelt und als ersten Punkt die Gottesvorstellung behandelt, zu dem Abschnitt: Religiöse Vorstellungswelt, in den doch zweifellos auch die Gottesvorstellung gehört. Daß innerhalb der einzelnen Abschnitte die Verwendung der Arbeiten anderer Autoren, deren Schriften das reichhaltige Literaturverzeichnis am Ende jedes Abschnittes nennt, nicht ersichtlich ist, bedauert man im Interesse der wissenschaftlichen Exaktheit des Buches; daß aber auch die im Texte vielfach sich findenden Zitate aus religionshistorischen Quellen ihrem Fundorte nach nicht angegeben sind, ist ein Mangel. Die inhaltliche Behandlung des weitschichtigen Stoffes und seiner Probleme scheint mir dagegen in jeder Hinsicht den Anforderungen heutiger Religionsforschung zu entsprechen und somit eine wertvolle Bereicherung phänomenologischer Religionswissenschaft darzustellen. Gustav Mensching

Fernost vor Gott. Von Theodor Devaranne. Berlin-Steglitz, Verlag der Ostasien-Mission 1935. 50 S. 70 Pf.

Devaranne gibt auf Grund eingehender Studien an Ort und Stelle sowie gründlicher Kenntnis der Missionsprobleme und religionswissenschaftlichen Fragen einen wertvollen Beitrag zur Welt- und Kirchengeschichte des Fernen Ostens. Er behandelt Japan und China in Gegensatz und Einheit; Rasse und Mission in Gegensatz und Einheit; Japans Volk und Kirche in Gegensatz und Einheit. Behandelt das dritte Kapitel die Schwierigkeiten, die für die christliche Mission und Kirche gegenüber der nationalistisch-imperialistischen Strömung im heutigen Japan bestehen, so schildert Devaranne doch die Aussichten für das Christentum in Japan als durchaus günstig, zumal von beiden christlichen Konfessionen die Verbeugung vor den Kaiserbildern nicht als religiöser Akt, sondern lediglich als ein Zeichen der Loyalität gewertet wird. Dazu kommt, daß sich in Japan das Streben nach Verselbständigung der christlichen Kirche immer stärker geltend macht, was nach Ansicht Devarannes entsprechend der allgemeinen geistigen und speziell christlichen Reife der christlichen Gemeinden in seiner allmählichen Verwirklichung nur begrüßt werden kann. Die Schrift gibt über das innere Recht wie über die Notwendigkeit der Mission besonders im Hinblick auf die kommunistisch-bolschewistische Welle, die heute den Osten bedroht, wertvolle Gedanken. Johannes Jansen

Die Liebe im Buddhismus und Christentum. Von Friedrich Weinrich. Berlin, Töpelmann 1935. 115 S. 5 M.

Eine wertvolle Studie zur vergleichenden Religionsgeschichte, die das wichtige Problem erstmalig systematisch behandelt. Es wird einleuchtend nachgewiesen, daß die inhaltlich sachliche Struktur der Liebesidee in beiden Religionen bei gewisser äußerer Aehnlichkeit grundsätzlich verschiedenen Charakter trägt. Im einzelnen ließe sich über manche Behauptung streiten, z. B. darüber, ob es die Ahimsa-Idee war, die dem Buddhismus den Rang der Weltreligion verlieh (S. 97). O. Rosenbergs aufschlußreiches Buch über „die philosophischen Probleme des Buddhismus" (1931), das Weinrich scheinbar entgangen ist, hätte manche Bereicherung zu bieten gehabt. Gustav Mensching

Platons Gastmahl, übertragen und eingeleitet von Kurt Hildebrandt. 5. Auflage, Leipzig, F. Meiner. 192 S., Geb. 3.50 M.

Das klassische Werk der Philosophie als Lebenshaltung findet hier eine seiner würdige Fassung. Buchschmuck und typographische Gestaltung sowie die Einrahmung des Textes durch Hildebrandts Untersuchungen über Eros und Mythos, Platon und Sokrates (Einleitung, 55 Seiten) nebst Anmerkungen und Register (37 Seiten) machen das Buch zu einer literarischen Gabe von hohem Wert. Wilhelm Bruhn

Sophie la Roche. Die Großmutter der Brentanos. Von Werner Milch. Frankfurt a. M., Societäts-Verlag 1935. 271 S. Mit 24 Bildern.

Dem Leser soll dieses Buch Brücke werden von der stimmungsvollen Grabstätte der Wielands und der Sophie Brentano am einsam rauschenden Ilmfluß zu dem Weg in die Vorgeschichte dieses eigenartigen Grabdenkmals, zu der Großmutter der Brentanos, der Sophie la Roche, der Vertrauten Wielands, die auch Goethe und Schiller betreut hat. M. versteht meisterhaft zu führen und seinen Begleiter taktvoll und unaufdringlich auch auf die schwierigsten menschlichen Situationen dieser großen Frau der still versunkenen Welt der Aufklärung zu lenken und der Hausfrau, Mutter und gelehrten Frau gerecht zu werden, die als erste deutsche Romanschriftstellerin vorzugsweise Frauen als kraftvoll handelnde Menschen darstellt. Sophie la Roche, „die Erzieherin von Teutschlands Töchtern", wurde die Popularphilosophin ihrer Zeit und hat durch ihre Reisetagebücher über die Schweiz und England das Interesse ihrer Frauengeneration für diese Länder geweckt. — Wir wollen auch den religionsgeschichtlich interessierten Leser darauf aufmerksam machen, daß die aufgeklärte Protestantin aus der Diaspora in Augsburg den aufgeklärten La Roche, Staatsrat beim Grafen Stadion und der Kurfürsten von Mainz und Trier, heiratete und die Kämpfe des aufgeklärten Katholizismus („Mönchsbriefe" und „Trebonius-briefe") gegen eine klerikale Reaktion miterlebte und miterlitt. Gerade aus der Gegensätzlichkeit ihrer höfisch-bürgerlichen Lebensstellung und ihres eigenartigen Erlebens werden auch ihre grundsätzlichen Aeußerungen über Mädchenerziehung für die Betrachtung ihrer Zeit einen bleibenden Wert behalten. — Die zeitgeschichtlichen Abbildungen sind ausgezeich doch ist die Beschriftung auf S. 241 irreführend („Weim statt „Oßmannstedt"). Man kann dem gelehrten Versa nur danken für seine wohlausgewogene Darstellung.

Fritz Brau

Albert Bitzius (1835—1882). Von Kurt Guggisbe Bern, Lang u. Cie. 1935. 96 S. 2.25 Fr.

Der Berner Privatdozent bietet erstmalig eine zwar ku aber auf solider Quellenbenutzung ruhende, die Hauptmome herausarbeitende Gesamtdarstellung von Lebensleistung Wesensart des Sohnes von Jeremias Gotthelf, der zu hervorragendsten Predigern des 19. Jahrhunderts gehört. schildert treffend den Charakter des kernhaften Mannes, dem sich ideales Wollen mit gesundem Realismus verba seine freie, aber innerhalb der schweizerischen Reform auf d rechten Flügel stehende Theologie, seinen entschiedenen Ka für die Durchsetzung der Reform in der bernischen Kirche, soziales Verständnis und seine Predigtweise: Eingehen die konkrete Situation, klare Sachlichkeit und verhalt Innigkeit. Voll Liebe zu seinem Helden, verkennt Guggisb doch nicht dessen Schranken, stellt ihn in seine Zeit hinein nimmt von manchem, insbesondere seinem ungebrochenen F schrittsglauben, Abstand. Heinrich Hoffman

Die Abendmahlsfeier, ihr ursprünglicher Sinn und i sinngemäße Gestaltung. Von Renatus Hupfeld. Güte loh, Bertelsmann. 246 S. 7.50, geb. 9 M.

Seitdem 1911 Baumgarten sein religionsgeschichtlic Volksbuch über die Abendmahlsnot schrieb, ist die Abe mahlsfrage nach der geschichtlichen und dogmatischen, liturgischen Seite Gegenstand einer Fülle von theoretisc Untersuchungen und praktischen Vorschlägen gewesen. A in der Praxis ist es aufs Ganze gesehen nicht zu einer N gestaltung und Neubelebung der Feier gekommen; die üb lieferte Form hat sich erhalten — und der Rückgang in Teilnahme am Abendmahl hat sich fortgesetzt. Nun nim Hupfeld in einer umfassenden Arbeit die Frage wieder Nach einer umsichtigen Einführung in das Problem beh delt er den ursprünglichen Sinn der Feier und ihre si gemäße Gestaltung; hier werden die verschiedenen Gesich punkte, die in der umfangreichen Diskussion hervorgetre sind, dargestellt und gewertet. Er bringt eine Uebersicht ü die in der neueren liturgischen Bewegung gemachten V schläge zur Neugestaltung der Feier und fügt eigene hi Durch eine allseitige Orientierung wird das Buch zu ein wertvollen Hilfsmittel. Dem Grundgedanken, daß allein einer neuen Praxis aus das Abendmahl wieder zu ei lebendigen Feier werden kann, stimme ich zu und hoffe, dazu Anregungen von Hupfelds Arbeit ausgehen werden. gegen erscheinen mir die von ihm am Schluß gegebenen Ri linien zur Verkündigung einer neuen Sakramentslehre äuß bedenklich. Hupfeld steht selbst dem naturrealistischen Sy bolismus der Berneuchener und dem Pansakramentalism Tillichs nicht unkritisch gegenüber. Daher sollte man nicht warten, daß er einem realistischen Symbolbegriff, der ü den Gleichnischarakter der Handlung hinausgeht, das W redet. Aber ihm erscheint unbedenklich die mir unanneh bare Anschauung, „daß der im Sakrament handelnde H als der sich durch die Handlung des Abendmahls als sichtb sinnlicher Handlung den Teilnehmern in ihrer sinnlich-geistig Totalität Mitteilende vorgestellt wird".

Walter Bild

Die Seelsorge. Von Hans Asmussen. München, Kai 1934. 229 S. 3.80 und 4.80 M.

Das Buch handelt über Sprechstunde, Hausbesuch, Tau Eheberatung, Trauung, Trauerfall, Kranken- und Sterbeb Beichte. Es werden aber nicht die konkreten Einzelfragen praktischen Seelsorge behandelt, vielmehr bietet das B eine prinzipielle Stellungnahme zu den Grundfragen Seelsorge vom Standpunkt der dialektischen Theologie. wird scharf unterschieden zwischen Seelenführung und Se sorge. Erstere, die es mit praktischer Beratung, mit Zuspru Tröstung, sozialer Hilfe usw. zu tun hat, ist für den Pas ein „fremdes Werk", weil der irdischen Sphäre angehö während sein eigentliches Amt das der Seelsorge ist, das der Verkündigung des Wortes Gottes besteht, wo immer mit den Menschen amtlich in Berührung kommt. Aber di Unterscheidung ist gekünstelt. Ein echter Pfarrer sollte v Wort oder vom Geist Gottes jederzeit so durchdrungen se daß auch seine einfachen, menschlich-natürlichen Aeußerung

n Hauch davon verspüren lassen. Und diese werden dann viel wirksamer sein als ein in amtlicher Haltung offiziell ündigtes „Wort Gottes". Uebrigens erfährt man nicht, das Wort Gottes eigentlich ist. Offenbar ist die ganze lige Schrift gemeint, die ohne jede historische Kritik als lut gültiges Wort Gottes genommen wird, wie z. B. auch Sagen der Genesis. Von hier aus werden dann in dialekter Auslegung die einzelnen Akte, wie Taufe, Trauung, rdigung usw. behandelt. Hier werden manche einzelne Geken auf weitgehende Zustimmung rechnen dürfen, z. B. die sittlichen Gebote relativ sind je nach den Verhältn, unter denen sie erfolgen, daß einem Verstorbenen seine e nicht geschmälert werden darf, daß bei Beerdigungen die timentalen Gemeinplätze und Lobreden, wie das Wühlen Schmerz der Angehörigen zu verwerfen sind u. a. Dagegen den auf entschiedenen Widerspruch stoßen z. B. bei der ufe die Frage an den Täufling, ob er dem Teufel entsage ch Luthers Taufbüchlein); bei der Trauung die Ansicht, daß konkrete Ehe an sich unter allen Umständen eine Ehe in gerechtigkeit vor Gott sei, weil zwischen der ersten Ehe, Gott im Paradies gestiftet, und allen folgenden Ehen der ndenfall stehe; bei der Beerdigung der Gedanke, daß der d keine schöpfungsmäßige Gegebenheit, sondern als etwas emdes in die Welt gekommen sei, nämlich als der Sünde ld (was übrigens auf einer falschen Uebersetzung beruht), ß mit dem Tode die Geduld Gottes zu Ende sei und daß rum bezeugt werden müsse, mit dem Tode sei die Entscheiung über Himmel und Hölle endgültig gefallen; daß kein ankenbesuch ohne Schriftlesung und Gebet sein dürfe u. dgl. lche und viele andere Gedanken empfindet man als konviert. Aber es spricht tiefer Ernst aus dem Buch und gegener allzu bequemer Anpassung an die äußeren Umstände nn es zu ernster Besinnung auf das eigentliche Zentrum der elsorge dienen. Johannes Jansen

Volkstümliche Predigt. Von Friedrich Just. Dresden, igelenk. 43 S.

Jede Zeitwende ist in Gefahr, ungerecht gegen die Vergenheit zu sein. Selbst auf kirchlichem Gebiet macht sich s geltend. Radikal abfällige Urteile über die bisherige Pregtweise sind an der Tagesordnung. Die neue Losung ist: lkstümliche Predigt! Eine reiche Literatur beweist, daß das roblem der volkstümlichen Predigt längst in seinem Ernst kannt und gefördert worden ist. Einer der Bahnbrecher auf esem Gebiet ist Just. Hat er bereits durch Herausgabe von redigtbänden und durch Leitung der „Homiletischen Motsheft" gewirkt, so gibt er in dieser Broschüre grundsätzhe und praktische Anweisung für den Dienst der Kirche an r Gemeinde, zumal auf dem Land. Kommt seine Stimme ch von jenseits der Grenzen, aus dem Posener Land, so hat ch die „Reichskirche" allen Grund, sie zu hören.

Martin Eger

Heiliger Geist germanischer Konfession? Die christliche Kirche Kampf um den dritten Artikel des Glaubens. Von Rolf Hohmann. Gütersloh, Bertelsmann 1934. 56 S. 90 M.

Der Verfasser will in den sechs volksmissionarischen Vorägen, die den Inhalt des Heftes bilden, „vom Standort des ekenntnisses der Kirche aus eine Begegnung mit den Aningern des nordischen Glaubens und der völkischen Religion" llziehen. Leider berücksichtigt er als Vertreter dieser „völkien Religion" fast ausschließlich Ernst Bergmann und acht sich damit die Auseinandersetzung ebenso leicht wie ungiebig; leicht, weil die hemmungslosen Uebertreibungen ergmanns wahrlich nicht schwer zu widerlegen sind; und ungiebig, weil Bergmann seine Rolle in der Deutschen Glaunsbewegung ziemlich ausgespielt hat. Im übrigen enthält s Heft eine warmherzige, lebensnahe und volkstümliche uslegung des dritten Artikels, die man gern liest, auch wenn an nicht allem zustimmt. Aber Fichte als Ahnherrn der „norschen Religion" zu bezeichnen (S. 17), ist mehr kühn als chtig. Hans Schlemmer

Kleine Karten mit biblischen Bildern. Lahr, Keutel. 100 St. emischt, 32 verschiedene) 2 M., 500 St. 9.50 M. Format s Bildes 5 × 7 cm, der Karte mit weißem Rand 6,7 × 9 cm. uf der Rückseite der zugehörige Bibeltext. Zum Verteilen Kindergottesdiensten u. dgl. bestimmt und geeignet. Alte d neue Bilder (Burmand, Fugel usw.); nicht alle sind zu lcher Verkleinerung geeignet; manche wirken aber auch in r überraschend gut. M

Atka-Lantis. Ein Weltendrama. Von Ernst Geyer. Leipzig, Adolf Klein 1934. 176 S.

Das „Weltendrama" spielt im Jahre 9500 v. Chr. (!) und schildert in Anlehnung an die Hypothesen Herman Wirths den Untergang des nordischen Erdteils Atlantis. Die handelnden Personen sind teils Arier, die „goldblondes Haar und himmelblaue Augen", aber trotzdem merkwürdig hebräisch klingende Namen (Jesse Bochika und Henoch) haben, teils „Tschandalen", d. h. „niederrassige Ebräer". Der Vf. — „Dichter" möchte ich nicht sagen — besitzt eine gewisse formale Gewandtheit, so daß er die fünffüßigen Jamben etwa in der Art der Schiller-Epigonen vor hundert Jahren zu handhaben weiß; das ist aber auch alles. Sonst wirkt das „Drama" infolge der aufdringlichen Tendenz und des Mißverhältnisses von Wollen und Können teils peinlich, teils unfreiwillig komisch. Zu dieser Komik gehört u. a. der Schluß, wo „aus den Tiefen des Meeres herauf" der „arische" Gesang „Es wird ein Ros' entspringen" ertönt; jetzt begreift man auch, warum der arische König durchaus „Jesse" heißen muß. Es ist betrüblich, wenn die so bedeutsame germanische Ur- und Vorgeschichte auf diese Weise unbeabsichtigt ins Lächerliche gezogen wird. Hans Schlemmer

Gesammelte Märchen. Von Manfred Kyber. Leipzig, Hesse & Becker. 320 S. Geb. 4.80 M.

Märchen für Erwachsene, oft mit liebenswürdiger Satire, oft mit Tiefsinn, meist so schlicht, daß auch Kinder ihre Freude daran haben. Hinter dem lustigen Spiel der Phantasie steht herzliches Mitleid mit den Unglücklichen, auch mit aller außermenschlichen Kreatur, ernster Wille, zu helfen, und eine kräftige Abneigung gegen alle Egoisten, Stumpfsinnigen, Pedanten, Philister. Den Schluß bildet das Märchen von Mantao, der, in der reinen Luft der Berge Tibets erzogen, Indien als ein Helfer durchwandert, sich nicht in bunte Pracht verstricken läßt und zu jenen Bergen zurückkehrt, um dort in seliger Einsamkeit zu sterben. M

Tjo sucht Abenteuer. Von Svend Fleuron. Jena, Diederichs. 169 S. 3 und 4.80 M.

„Das Wunder des Dickichts, der innerste Geist des Waldgeheimnisses: der starke Rehbock in seiner harmonischen Schönheit" — das ist der Held der Geschichte „Tjo". Es ist seine Geschichte, voller Abenteuer, Lust und Gefahr — aber auch die Geschichte des Waldes und der Wiese durch alle Jahreszeiten hindurch. Durch helle Mitsommernacht führt sie und durch den blauen Herbstnebel selten schöner Tage — alle Farben und Lichter seiner herrlichen weiten Heimat spielen um die Gestalt des freien Tieres, das sein Leben erfüllt nach seiner eigenen stolzen Art. In Zeiten, in denen man nicht das Glück hat, Bäume, Blumen und Tiere zu sehen, findet man Trost in einem solchen Buch. Julie Schlosser

Alte deutsche Städte. 32 farbige und 47 einfarbige Ansichten. Mit Einleitung von Heinrich Höhn. Die Blauen Bücher. Langewiesche, Königstein i. T. 2.40 M.

An Städten wie Stendal (das hier nicht erwähnt ist) sieht man, wie nach rühmlicher Geschichte ein tiefer Verfall kam. Die Blüte vieler Städte in der Neuzeit ist andrer Art, als die etwa der Hansazeit, und in der heutigen Jugend mit ihrer Liebe zur freien Natur lebt etwas von der Stimmung der alten Germanen, von denen berichtet wird, daß sie die Städte scheuten wie Brandstätten, die mit Netzen umgeben sind. Noch der Heliand kennt das Wort Stadt nicht. Heute wohnt mehr als ein Viertel unseres Volkes in Großstädten. Man kann nicht wünschen, daß es so bleibt. Aber an dem unermeßlichen Reichtum des Baues unserer alten Städte, die nie einförmig waren, sich zu freuen, wird Jungen wie Alten wohltun, und das Buch hilft trefflich dazu, mit alten Bildern und Plänen; das geschichtliche Interesse tritt stärker hervor. Man kann daneben einen Band wünschen, in dem das schöne Landschaftsbild den Vorrang hätte. M

Quer durch Abessinien. Von Hans Anstein. **Die abessinische Kirche.** Mit Bildern. Von demselben. Stuttgart, Evang. Missionsverlag. Je 32 S. 50 Pf.

Mit Sympathie für Land und Volk geschrieben, heute für Jeden interessant, besonders auch für den Theologen, der viel von der merkwürdigen Kirche des Landes erfährt. Gut zur Kritik an europäischen Schlagworten ist z. B. der Satz, die meisten Sklaven in Abessinien müßten, wenn sie plötzlich befreit und arbeitslos würden, Räuber werden. M

Chronik

Staatliche Vorgänge

Das deutsche Ehegesundheitsgesetz vom 18. Oktober verbietet Ehen, bei denen erhebliche gesundheitliche Schädigung des andern Teils oder der Nachkommen zu erwarten ist, und verlangt gegebenenfalls Vorlegung von Gesundheitszeugnissen der Verlobten.

Amtlich wird mitgeteilt: Eine Reihe kirchlicher Stellen hat für die Beflaggung der Kirchen und kirchlichen Gebäude Anordnungen getroffen, die mit dem Erlaß des Reichsministers des Innern vom 4. Okt. 1935 in Widerspruch stehen. Die Reichsregierung stellt die Unrechtmäßigkeit und Nichtigkeit jener Anordnungen hiermit öffentlich fest und hat die erforderlichen Maßnahmen ergriffen, um ihren auf Gesetz und Recht gestützten Erlassen auch kirchlichen Stellen gegenüber die gebührende Achtung zu verschaffen.

Baldur v. Schirach auf dem Gebietstreffen in Limburg: „Die Jugend, die hier ist, ist weder katholisch noch protestantisch, sondern einfach deutsch. Ein Volk, zusammengeschweißt im Glauben an seinen Führer und seine heilige Heimaterde... Wir sind hier angetreten, weil wir meinen, daß wir damit den Willen Gottes erfüllen. Gott hat nicht befohlen: Du deutsche Jugend, gehe hinein in die konfessionellen Verbände, kämpfe dort gegen Adolf Hitler, sondern Gott hat befohlen (das fühlen wir als Wahrheit): Steht zusammen, kämpft für Adolf Hitler und für das deutsche Vaterland, und wenn ihr das tut, erfüllt ihr meinen Willen... Wenn dieser Mann hier unter uns sein könnte, der einst eine neue Lehre der Menschheit geschenkt hat, er würde uns gerechter beurteilen als die, die in seinem Namen auf den Kanzeln stehen; und weil wir nach seinem Willen und nach seinem Befehl handeln, haben wir den Mut, denen zu trotzen, die behaupten, die alleinigen Hüter des Heils zu sein... Wer Adolf Hitler dient, dient Deutschland, wer Deutschland dient, dient Gott." FZ 14. 10. Vgl. hierzu auch Kirchers Aufsatz „Volksdienst und Gottesdienst" in der FZ vom 15. Okt.

Gauleiter Staatsrat Grohé auf einer Führertagung des Gaus Köln-Aachen: „Die NSDAP läßt in religiösen Fragen allen Volksgenossen wie bisher völlige Freiheit. Die Partei will sich nach wie vor aus allen konfessionellen Streitigkeiten heraushalten, auch für solche Bestrebungen, die neuen Konfessionsbildungen gelten, aber Nationalsozialisten, die von den Konfessionen nichts wissen wollen, darf man nicht als Neuheiden beschimpfen. Es gibt keinen Nationalsozialisten, der, auch wenn er keiner Kirche angehört, nicht von tiefster Religiosität erfüllt ist, denn der bedingungslose Einsatz für die Nation ist Dienst an einem Gotteswerk." FZ 500/1

Gauwalter der DAF Willy Becker bei einer Kundgebung der DAF und HJ in Frankfurt a. M. 9.10.: In späteren Jahrhunderten werde rückschauend gesagt werden: Christus war groß, aber Hitler war größer. FZ 10.10.

Als Ehrengast des Führers nahm Abt Schachleitner am Parteitag in Nürnberg teil; von einer Teilnahme des Reichsbischofs ist in der Presse nichts bekannt geworden. JK 19

An der Oberrealschule in Stargard (Pommern) werden anstatt der Morgenandachten künftig Morgenfeiern gehalten, in denen Dichtung und Musik dargeboten werden.

In und bei Ravensburg (Württ.) wurden einige Kirchen beider Konfessionen geschlossen, weil in einer katholischen Kirche die wegen der Kinderlähmung ergangenen Verbote aller Versammlungen nicht beachtet worden waren. FZ 25. 10

Der Bestand der bereits am 17. Sept., dem Tage des Erlasses des Gesetzes über die jüdisch-arischen Mischehen, bestehenden Ehen wird durch das Gesetz nicht berührt. FZ 500 1

Ein Metzger und ein Sattler in Haßloch (Pfalz) wurden wegen fortgesetzter Hetzereien und brutalen Vorgehens gegen einen Juden und dessen Familie, wodurch sie die Ruhe und Ordnung gestört hätten, in das Konzentrationslager Dachau übergeführt. FZ 13. 10.

Weißenberg erhielt wegen unrechtmäßiger Weiterführung seiner Sekte 1 Jahr Gefängnis, ebenso sein Schriftleiter; einige seiner Anhänger erhielten kürzere Gefängnisstrafen.

Oekumenisches

60 Vertreter der Christlichen Studentenbewegung aus 35 europäischen und überseeischen Ländern versammelten sich in Chamcoria (Bulgarien). JK 19

Auf dem lutherischen Weltkonvent in Paris sprachen unter Anderen Meiser, L. Stange, Kaila, Marahrens. Vorsitzender des Exekutivausschusses ist Marahrens; der bisherige Vorsitzende Morehead (Neuyork) wurde Ehrenvorsitzender. Außerdem gehören diesem Ausschuß an aus Deutschland Marahrens und Meiser, aus dem Norden Jörgensen (Kopenhagen) und Pehrsson (Göteborg), aus Nordamerika Knubl und Long.

Der Schwedische Oekumenische Rat telegraphierte an Bischof Bell von Chichester als Präsidenten des Oekumenischen Rats der christlichen Kirchen und an Bischof Arnmundsen von Hadersleben als Vorsitzenden des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen, beide Verbände sollten sich öffentlich gegen Italiens Friedensbruch wenden und den Papst zu gleicher Erklärung auffordern.

Deutsche Evangelische Kirche

Nach der letzten Berufszählung gab es in Deutschland 18 8 evangelische Geistliche und Missionare (und 18 841 katholisch

„Positives Christentum" vom 29. September: „Die Reichsbewegung ‚Deutsche Christen' ist fest entschlossen, sich durch keine kirchenpolitischen Versuche in den kirchenpolitischen Kampf hineinziehen zu lassen." JK 19

Der Reichsleiter der Deutschen Christen, Studienrat Reh in „Deutscher Sonntag" vom 15. September: „Veranstaltungen der Deutschen Christen sind keineswegs als konfessionelle zu betrachten, da wir Deutsche aus allen Konfessionen auch solche, die keiner Kirche, Konfession oder Religionsgemeinschaft angehören, unter unserer Parole vereinigen." Disch Pfarrerbl 41

Nach einer vom „Pos. Christentum" am 13. Oktober mitgeteilten (und als Machenschaft abgelehnten) Erklärung des bremischen Landesbischofs Weidemann hat der Reichsbischof am 19. September die ihm zugetanen Bischöfe und die Gauobmänner der Deutschen Christen versammelt, die ihm Vollmacht geben sollten. Nach Weidemanns Erklärung hätte Rehm und einige Gauobmänner das abgelehnt, nach Angabe des „Pos. Chr." alle Gauobmänner geschlossen. Zugleich betont „Pos. Chr.", die letzte Entscheidung stehe heute beim Staat.

Die Bekennenden Kirchen von Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Hamburg, Lübeck, Schleswig-Holstein und Mecklenburg haben am 7. Oktober in Lüneburg einen niederdeutschen lutherischen Ausschuß unter Vorsitz von Marahrens gebildet. JK 20

„Der Unterschied zwischen den Deutschen Christen und der Bekenntnispartei ist derselbe wie zwischen deutsch christlich und jüdenchristlich." „Deutscher Sonntag" (Baden) vom 30. September. PrBl 41

Der Dekan der evangelisch-theologischen Fakultät in Bonn, Professor Pfennigsdorf, teilt mit: „Nachdem die theologische Fakultät in Bonn so bereinigt worden ist, daß alle Professoren, die Anhänger der Sozialdemokraten waren, restlos verschwunden sind, hat dort der moderne Geist sein Einzug gehalten." ThBl Sp. 259, ACLK 3 42

Die Pfarrer der Adventsgemeinde in Berl haben beschlossen (gegen die Stimme Pfarrer Sauers), das Halleluja in der Liturgie abzuschaffen.

Die 1571 evangelisch-deutschen Missionskräfte, darunter 515 ordinierte evangelische Missionare u 37 Missionsärzte, arbeiten auf 61 Missionsfeldern und b treuen 1 176 381 Heidenchristen nebst 64 553 Taufbewerbe die 3673 katholischen, darunter 999 katholische Missionspriester und 17 Aerzte, auf 50 Missionsfeldern 742 716 G taufte mit 126 144 Taufbewerbern. NAM 10

Die Basler und Herrnhuter Mission haben den Teilen des deutschen Heimatgebietes, die sie gemeinsa haben, die gesamte deutsche Werbearbeit unter die Leitu des deutschen Heimatinspektors der Basler Mission gestel die Basler Mission erhält 80, die der Brüdergemeine 20 der Sammlungen. NAM 10

Landeskirchen

Der Oberkirchenrat in Berlin hat festgestellt, d die Zugehörigkeit eines Hilfspredigers zu Bekennenden Kirche allein noch nicht genügt, um sei Abberufung oder die Versagung der Bestätigung der Berufu durch den Patron zu rechtfertigen. ED 40

In Berlin traten 1934 20 785 Personen zur evang lischen Kirche über, darunter 2212 aus der katholisch

rche. Die Zahl der Abendmahlsgäste belief sich auf 7 965 gegen 301 975 in 1933. ED 41
Die sächsische Kirchenregierung hat an der Mauer s Grundstücks des Landeskirchenamts einen Stürmer-ften anbringen lassen. JK S. 992
Die erste Tagung der Synode der Bekenntnis-rche in Sachsen fand am 28./29. September in Dresden ter Teilnahme von Oberkirchenrat Pressel von der VKL tt. Die Synode richtete ein Wort an die Jugend und ein ndschreiben an die Bekennenden Gemeinden. JK 19
Landeshauptmann Dr. Geßner in Hannover ist aus r Landeskirche ausgetreten. RefKZ 39
Der Landeskirchentag in Thüringen hat einen usschuß eingesetzt, der Beschlüsse zur Lösung r Judenfrage in der Kirche vorbereiten soll; die kirch-e Trauung zwischen Ariern und Juden ist durch Kirchen-setz bereits verboten worden. FZ 506/7. Er beschloß eine rlängerung des Ermächtigungsgesetzes für den ndeskirchenrat, ein Gesetz über die Zusammensetzung r Gemeindekörperschaften, das ein gedeihliches rbeiten der aus den Wahlen vom 23. Juli 1933 hervorgegan-nen Kirchenvertretungen ermöglichen soll, und eine Aen-rung des Steuergesetzes, die eine Ermäßigung der rchensteuern nach sozialen Gesichtspunkten vorsieht. ED 40
Der schleswig-holsteinische Landesbischof über-hm den Vorsitz im Landeskirchenausschuß (an Stelle des räsidenten des Landeskirchenamts).
Bei der deutschchristlichen Tagung in Bremen gte der Kirchenpräsident, Oberbürgermeister Heider: „Wir uben, daß Gott die Kirche nicht verläßt, solange diese Kirche e Pflicht tut. Aber ebenso glauben wir, daß, wenn die Kirche rsagt, Gott eine neue Institution schaffen wird, um dem aubensleben des deutschen Menschen zu dienen." Reichs-art vom 29. September sagt dazu: „Damit sind wir auch nz einverstanden." JK 19
Die Notiz Sp. 964 über INRI bezieht sich nicht auf die tadt Brandenburg.

Katholische Kirche

Für den katholischen Caritasverband wurde ein ondertreuhänder zur Prüfung der Arbeitsbedingun-n bei den Institutionen des Verbandes in der Person des afen Lerchenfeld bestellt. FZ 12. 10.
Mit der Leitung des Bistums Meißen wurde vom apste einstweilig der Bischof von Berlin beauftragt.
Der katholische Pfarrer in Siegen wurde wegen ußerungen in einem Schulungskreis für Mütter von Erst-mmunikanten, die als schwere Angriffe gegen den national-ialistischen Staat und seine Einrichtungen beurteilt wurden, 8 Monaten Gefängnis verurteilt. FZ 500/1
Das Deutsche Volksblatt in Stuttgart, das seit 1848 stand, hört auf zu erscheinen.
Der frühere Provinzial der Franziskaner in chlesien, Alois Simon, wurde wegen Devisenver-hens zu 18 Monaten, sein Nachfolger, der Provinzial egidius Bombis, zu 3 Jahren 3 Monaten, und der kretär der Beiden, Wilhelm Brzesowsky, zu 5 Jah-n Zuchthaus, daneben alle drei noch zu hohen Geldstrafen urteilt. FZ 7.10.

Andere religiöse Vereinigungen

Für die Mennoniten hat der Reichskriegsminister eine gene Verpflichtung an Stelle des Soldateneides ein-führt. ED 41
„Die Tätigkeit der Bekenntniskirche ist ein ziger Krieg und eine einzige Sabotage am Aufbau s Dritten Reichs. Es wird höchste Zeit, daß der Staat r endlich energisch Einhalt gebietet." Reichswart 40 nach VBl 41

Europäisches Ausland

Die deutschen evangelischen Kirchen von Ru-änien, Oesterreich, der Tschechoslowakei und üdslawien haben sich zu einer Arbeitsgemein-haft zusammengeschlossen, um alle für die Sicherung ihres ßeren Bestandes und die innere Festigung notwendigen hritte in engstem Zusammenwirken zu tun und die gemein-nen Belange des evangelischen Christentums vor den oßen kirchlichen Weltverbänden, aber auch im Appell an s Weltgewissen für ihren Raum zu vertreten. FZ 15. 10.
Die Reformierten Hollands haben der ukrai-schen evangelischen reformierten Kirche den Heidel-berger Katechismus in ihrer Sprache zum Geschenk gemacht. RfKZ 40
In anglikanischen Gotteshäusern Englands haben verschiedentlich altkatholische Messen stattgefunden. ED 40
In der Türkei wurden alle Freimaurerlogen aufgelöst, mit der Begründung des Innenministeriums, daß jede Organisation außer der Regierungspartei unzulässig sei. FZ 15. 10.
Die Türkei hat dem Präsidenten der Religionsangelegenheiten in Angora, den Patriarchen der griechischen und der türkischen Orthodoxen und der gregorianischen Armenier, der griechisch-katholischen Christen und der Katholiken in Musch, sowie dem Oberrabbiner in Konstantinopel gestattet, auch außerhalb der kirchlichen Gebäude und der kultischen Handlungen kirchliche Gewänder zu tragen, was den übrigen Geistlichen verboten ist. Orient 5
Die katholischen Orden in der Türkei sehen sich durch dies Verbot gezwungen, das Land zu verlassen; die katholischen Priester haben sich entschlossen, dem Gesetze zu folgen. Die von Ordensschwestern geleiteten Schulen werden gezwungen, das rein weltliche Schulprogramm der Regierung anzunehmen. PZ 46

Andere Erdteile

Calvins Institutio ist in japanischer Sprache erschienen. Die Uebersetzung besorgte Pfarrer Nakayama von der japanischen Presbyterianerkirche.
Die El Azhbar-Universität in Kairo bildet islamische Missionare für China, Japan, Abessinien und Südafrika aus. AMR 5
Der Kaiser von Abessinien läßt in seiner Druckerei in Addis-Abeba eine von dem abessinischen Außenminister, einem Schüler der schwedischen Mission, Belantengilta Herouy, in den Volksdialekt übersetztes Neues Testament drucken; Bibelteile in Großdruck sind mit einer Einleitung aus seiner Feder herausgegeben, in der er dem Volke das Bibellesen empfiehlt und ihm klarmacht, daß die Heiligkeit der Bibel durch Uebertragung in die moderne Verkehrssprache nichts verliere. PZ 46
Die 10 000 Mennoniten Mexikos wollen das Land verlassen und prüfen die Möglichkeit neuer Siedlungen in Kanada. ED 40

Von Personen

Berufen: Professor W. Rein, Weilburg a. d. Lahn, an die Staatliche Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Berlin. Ernannt: a. o. Prof. Albert Lange, Regensburg, zum Professor für Dogmatik in München, a. o. Prof. Wilhelm Schmidt-Japing in Bonn zum ord. Professor für systematische Theologie daselbst; Dr. Buttmann, Direktor der Kirchenabteilung im Reichsministerium des Innern, zum Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek. Beauftragt: Professor Ernst Lohmeyer in Breslau, im W.S. in Greifswald eine Professur für NT zu verwalten; der a. o. Professor Herbert Preisker, Breslau, mit Verwaltung einer Professur für NT in Breslau. Lehrauftrag erhielt Lic. Thulin, Wittenberg, für christliche Archäologie und Reformationskunde in Halle, Studentenpfarrer Dr. med. und phil. Horst Fichtner an der Technischen Hochschule in Dresden für Grenzgebiete zwischen Naturwissenschaft und Theologie. In den Ruhestand trat Pfarrer Professor D. Erfurth, Leiter des Diakonissenhauses in Wuppertal. Gestorben: Professor Reinhold Seeberg, Berlin, in Ahrenshoop. ESt

Verschiedenes

Zur Befriedung der Kirche. Aus dem Aufruf der neuen Kirchenausschüsse (s. Sp. 1002; den Vorsitz im Reichskirchenausschuß hat D. Zöllner, den im altpreußischen Kirchenausschuß D. Eger übernommen) sind drei Sätze mit Grund besonders beachtet worden, das erneute Bekenntnis zum Evangelium und zur Reformation, das Ja zur „nationalsozialistischen Volkwerdung auf der Grundlage von Rasse, Blut und Boden" und die „Botschaft von Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, dem Heiland und Erlöser aller Völker und Rassen". Die Treue zum evangelischen Glauben und die positive Einstellung zum heutigen deutschen Staat sind nocheinmal nachdrücklich bezeugt. Und Minister Kerrl hat in zwei Reden, die durch fast alle Tageszeitungen

gegangen sind, auf sympathische Weise dem Ringen in der Kirche, dessen unerfreuliche Seiten Niemand verkennen kann, einen positiven Wert beigemessen, wie ihn in der Tat die Kämpfe ehrlicher Ueberzeugungen haben.

Vor dem Wirtschaftsrat der Deutschen Akademie sagte er u. a.: „Man soll nicht von einem bedauerlichen Ringen innerhalb der Kirche sprechen, sondern von einem werteschaffenden unerhörten Ringen, von dem die Welt außerordentlich viel zu erwarten hat."

Dem von uns Sp. 871 und 968 über die staatliche Friedensvermittlung Gesagten entspricht es, nun im Vertrauen die weitere Tätigkeit des Ministers und der Ausschüsse abzuwarten. Sicher wird es beruhigend wirken, daß der Minister auf Anregung des Reichskirchenausschusses die evangelischen Landeskirchen ersucht hat, im Hinblick auf die im Gange befindlichen Maßnahmen zur Befriedung der kirchlichen Lage kirchenpolitische Disziplinarverfahren ruhen zu lassen. Aus dem gleichen Grunde sprach der Minister die Erwartung aus, daß die Landeskirchen sich die gebotene Zurückhaltung bei Personalmaßnahmen auferlegen. Soeben wird gemeldet (FZ 25. 10.), daß als weiterer Schritt zur Befriedung eine kirchliche Amnestie beabsichtigt sei. M

Reinhold Seeberg. Ein Theolog von sehr weitem Horizont, dessen Arbeiten auf neutestamentlichem, kirchen- und dogmengeschichtlichem und systematischem Gebiet lagen; er lehrte als geborener Livländer zuerst in Dorpat, dann in Erlangen und seit 1898 in Berlin, hier neben seinem Landsmann Harnack, zu dem er in mancher Hinsicht in Gegensatz stand. Neuen Ideen aufgeschlossen und doch mit den kirchlich und politisch konservativen Kreisen zusammenstehend, hat er in seiner späteren Zeit namentlich auch sozialethische Interessen gepflegt, wie er denn lange Präsident des Kirchlich-Sozialen Kongresses und des Zentralausschusses für Innere Mission gewesen ist. 76jährig starb er auf seinem Landsitz in Pommern.

Oesterreich. Superintendent D. Johannes Heinzelmann in Villach, der Vertrauensmann der evangelischen Superintendenten in Oesterreich, hat gegenüber einem Erlaß des Wiener Oberkirchenrats, der den Pfarrern Beitritt zur Vaterländischen Front empfahl, in einem Rundschreiben an Pfarrämter und Presbyterien auf die Bedenken hingewiesen, die im politischen und katholischen Charakter dieser Front liegen. Hier müsse jeder nach seinem Gewissen entscheiden. An das Bundesministerium für Unterricht hat er am 16. Okt. ein Schreiben gerichtet, daß am 14. 10. in Wien die maßgebenden Männer der evangelischen Kirche des Landes versammelt waren. Sie stellten fest, daß die evangelische Kirche seit 1931 auf Bestätigung der damals beschlossenen neuen Kirchenverfassung wartet. Wiederholte Bitten an die staatliche Behörde um Verhandlungen über die in der Staatsverfassung vom 1. Mai 1934 vorgesehene Neuregelung der Beziehungen zwischen Staat und evangelischer Kirche sind ohne jeden Erfolg geblieben. Wird nicht binnen 21 Tagen Abhilfe geschaffen, so wird der Antrag auf Einberufung einer außerordentlichen Generalsynode gestellt werden müssen.

Immer schärfere Scheidung. Aus der Geschichte vieler kirchlicher Kämpfe ist bekannt, daß in jeder Gruppe, die von den Anderen abrückt, es bald zu weiteren Sonderungen zu kommen pflegt. Ueber die dogmatisch Strengen kommen meist noch Strengere. So hat die Bekennende Kirche Deutschlands in unseren Tagen oft erfahren, daß manche Lutheraner ihre lutherische Sonderart schroff betonen und, wo Union besteht, sie sprengen möchten, vgl. den Bericht Ernst Wolfs in „Evang. Theologie" April 1935 (München, Kaiser), wo er, nach Ausführungen Karl Barths über Bekenntnis-Union, diesen gegen lutherische Kritiker verteidigt. Barth, der für neue Geltung alter Dogmen kämpft, hat in der Tat sein reformiertes Bekenntnis nicht so hervorgehoben, daß er nicht mit Lutheranern in einer Kirche sein könnte, vielmehr mit Emil Weber, der in Bonn sein Kollege war, das Recht der Union vertreten. Auf einem anderen Gebiet liegt es, daß Barth schon vor seinem Weggang aus Deutschland an vielen Schriften der Bekennenden Kirche, besonders ihrer lutherischen Bischöfe, Kritik übte; aus einem Abschiedsbrief, den er an deutsche Freunde schrieb, wurde jetzt durch das Gemeindeblatt „Der Weckruf" ein Stück veröffentlicht (abgedruckt in „Kirche im Angriff", Oktober, und Protestantenblatt 42), worin er auch Beschlüsse der Augsburger Bekennenden Synode kritisiert, namentlich daß die BK ihr Verhalt zum Staat nur nach Röm. 13, nicht auch nach der Apokalyp und den alttestamentlichen Propheten richte. Ungleich schroff aber muß die Art wirken, wie er beim Schweizerischen Pf rerverein in St. Gallen sich gegen die in der Kirche frei Gesinnten wandte und gegen die „Bekenntnislosigke der Schweizer Kirchen (die in der Tat eine Verpflichtung d Pfarrer auf die Bekenntnisschriften, wie sie in Deutschla unter verschiedenen Formen üblich ist, nicht kennen). Neb ihm sprach Prof. Heinrich Hoffmann (Bern), im Si eines freien Protestantismus und des Willens zu brüderlich Zusammenarbeit, während Barth die Liberalen nicht als Br der in Christus anerkennen will (Religiöses Volksblatt Protestantenblatt 42). Sind diese Berichte richtig, so muß m nicht bloß die taktische Frage stellen: werden sich die Gegn des Christentums nicht an solcher Verschärfung des Gege sätze unter den Christen freuen?, sondern vor allem die grun sätzliche: gibt es von der Gesinnung, die Jesus von sein Jüngern forderte und vorlebte, einen Weg hin zu dieser do matischen Unduldsamkeit? M

Ostasien-Mission. Die 51. Jahresversammlu (29. September bis 1. Oktober in Frankfurt a. M.) wi wieder das Bild einmütiger Zusammenarbeit der deutsche schweizerischen und elsässischen Vertreter auf. Daß alle B schlüsse einstimmig gefaßt wurden, übertraf die Erwartunge denn die praktischen Fragen, die es in den von Pfarrer Pfister (Zürich) geleiteten Sitzungen des Zentralvorstand zu lösen galt, waren nicht einfach. Die durch ruhige Objektivität ausgezeichneten Berichte von Missionsdirektor D. D varanne und den Missionsinspektoren Lic. Rosenkra und Marbach taten das ihre zu diesem erfreulichen Erge nis. Mit Dank wurde von reichsdeutscher Seite festgestellt, w sehr die ausländischen Träger der Arbeit sich bemühten, de deutschen Standpunkt gerecht zu werden. Die finanziellen So gen sind vielleicht, gemessen an denen anderer Missionsgese schaften, erträglich, immerhin drückend. Der erfreulichen Ta sache, daß z. B. in Tsingtau ein Erweiterungsbau der deutsch Schule durchgeführt werden konnte, steht gegenüber, d überall der Mangel an Mitteln eine dringend wünschenswer Ausdehnung der Arbeit, besonders auch der missionsärztliche unmöglich macht. Nachdem die vorjährige Jubiläumsspen einen gewissen Auftrieb gebracht hatte, ist wieder Ebbe in d Kasse eingetreten. Es bedarf der angespannten Opferwilligke und vermehrten Tätigkeit der Freunde, soll die Ostasie Mission in all den Nöten der Gegenwart auch weiterh durchhalten. Imponierend wachsen die Leistungen im Elsaß auch die Ergebnisse der Schweiz legen von erfolgreich Arbeit Zeugnis ab. 32 Missionsgottesdienste und -kinderge tesdienste fanden am Tagungsort und in seiner Umgebu statt. Bei einem Lehrgang behandelte Professor Bul mann den Sinn des christlichen Schöpfungsglaubens. A der Höhe des wohlfundamentierten Gedankenbaues, den errichtete, blieb leider der Ausblick in die Missionspraxis u ihre besonderen Probleme etwas in Nebel gehüllt. D. Dev ranne zeigte in seinem Vortrag über Mythus und Christ im Fernen Osten das Problem, das der Christianisieru Japans aus dem Kaiserkult erwächst, in seiner ganzen Schärf Auf einen hoffnungsfrohen Ton gestimmt waren die Da legungen des aus reichster und reifster Lebenserfahrung schö fenden Missionssuperintendenten i. R. D. Schiller. In de der Mission heute Schwierigkeiten bereitenden Anwachs des Nationalismus in Japan sah er eine Welle, die, hat ihren Höhepunkt erreicht, wieder vergeht. Damit, daß d letzte Vortragende, Pastor Dr. Junge (Hamburg), der diale tischen Theologie nahesteht, hing es wohl zusammen, daß er seiner Behandlung der Wahrheitsfrage in der Verkündigu der Mission kein Wort der Anerkennung fand für die Le stungen der religionsgeschichtlichen und volkspsychologische Wissenschaft, wie sie sich gerade in der Ostasien-Mission den letzten fünf Jahrzehnten ausgewirkt hat. Unser Beric darf nicht schließen ohne einen Dank an den Frankfurt Ortsausschuß, der alles wohl vorbereitet hatte; die Fran furter Pfarrer D. Lueken und Manz trugen auch dur ihre religiösen Ansprachen dazu bei, daß die Tagung all Teilnehmern reichen inneren Gewinn brachte.

Otto Michaelis

Verantwortlich: Prof. D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 12

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Dieser Nummer liegt je ein Prospekt vom Furche-Verlag, Berlin und der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg, bei.
Um freundliche Beachtung wird gebeten!

Kirche im Angriff

Die evangelische Kirche muß zur lebensmäßigen Darstellung der Bekenntnis-Inhalte vorstoßen. Die gegenwärtige Krise der Kirche macht eine neue Orientierung der gesamten pfarramtlichen Tätigkeit zu einer unabweisbaren Notwendigkeit.

Deshalb stellt diese kirchl.-theolog. Monatsschrift auf ihr Programm:

Abwehr des Deutschglaubens und Unglaubens.
Kampf der Kirche gegen sich selbst und die Welt.
Behandlung der Probleme der Gegenwart von kirchlicher Seite.
Theologische Vorträge und erprobte Beispiele zur Glaubensverteidigung.

Probevierteljahr M 2.–

Verlag C. Ludwig Ungelenk, Dresden-A. 27

Eine junge Buchhändlerin schrieb an die Verfasserin dieses Buches:

„Selten hat mir ein Buch so viel gegeben, wie dieses, und deshalb, aus dieser Dankbarkeit heraus, möchte ich Ihnen schreiben. Es ist so wundervoll für uns Junge, die wir noch nicht innerlich fest und sicher sind, Ihre Briefe zu lesen, die so voller Klarheit sind. Man muß Ihnen einfach vertrauen, weil aus jedem Satz das tiefe Erleben aller dieser Probleme spricht, und doch stellen Sie sich nicht außerhalb dieser Dinge, sondern haben volles Verständnis für uns, die wir noch lange nicht so weit sind. Voll Freude habe ich gespürt, daß es doch nicht unmöglich ist, ein reiches Wissen und viele Kenntnisse zu haben und trotzdem Frau zu bleiben ..."

Adelheid und ich

Briefe an eine junge Freundin

von Luise Scheffen-Döring

M 2.40, Leinen M 3.–

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Soeben erschien:

LORD MOTTISTONE

Mein Pferd Warrior

Mit einem Geleitwort von Rudolf G. Binding

135 Seiten und 3 Kunstdrucktafeln
In Leinen M 3.60

Vom idyllischen Beginn auf den heimischen Weiden der Isle of Wight bis zum Ausklang und der Altersruhe daheim erzählt Lord Mottistone die Lebensgeschichte seines Pferdes Warrior. Die ungewöhnliche Kameradschaft zwischen dem Lord und seinem prächtigen Pferde, die Teilnahme der beiden am Weltkrieg, nicht zuletzt der ritterliche, liebenswürdige Ton der Erzählung machen das Werk zu einem Tierbuch und Kriegsbuch von besonderer Eigenart und Schönheit. Der Höhepunkt im Leben Warriors ist der Tag von Moroeuil, da das Pferd die ihm folgenden Dragoner zur Attacke fortreißt und zur Entscheidung der Schlacht bei Amiens (Arras) beiträgt. – Im Sinn der Verständigung zwischen den deutschen und englischen Frontkämpfern hat Rudolf G. Binding der deutschen Ausgabe ein ritterlich-vornehmes Geleitwort gegeben. Lord Mottistone, der als General Seely im Weltkrieg die Kanadische Kavalleriebrigade führte, ist in Deutschland durch sein entschiedenes Eintreten für eine deutsch-englische Verständigung bekannt geworden. Erinnerlich ist vor allem seine große Rede vor dem Oberhaus im Mai dieses Jahres, in der er Verständnis und Freundschaft für Deutschland forderte.

Mottistones „Mein Pferd Warrior" gehört zu den Büchern, die jeden angehen, der Herz und Sinn für das innige Verhältnis von Mensch und Tier hat; dem Frontkämpfer und Pferdefreund aber wird dieses Buch köstliches Erlebnis und bleibender Besitz werden.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin

Ein Gegenstück zur „Indienfahrt"!

Soeben erschien:

Waldemar Bonsels

Der Reiter in der Wüste

Eine Amerikafahrt

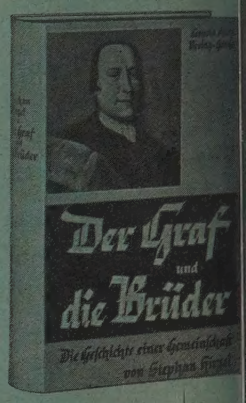
320 Seiten Gr.-8°. In Leinen M 5.–

Bonsels' Amerikabuch entfernt sich von den üblichen Reisebüchern ebensoweit, wie sein Titel es verspricht: er müßte nicht der Dichter der „Indienfahrt" sein, wenn ihm nicht auch seine Amerikafahrt zum „weltanschaulichen Märchen" gediehe. Amerika schickt dem reisenden Dichter eine Fülle seiner Landschaften und eine Reihe seiner absonderlichsten Menschengestalten über den Weg, und aus diesen Begegnungen, die zu einem Kranz ebenso vieler packender Gesichte und Geschichten werden, erschafft sich ein ebenso überraschendes wie überzeugendes inneres Bild des Erdteils.

In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin

„ ... So wird das Buch zu einer Schrift apologetischer Schlagkraft ersten Ranges. Für ein Jahrzehnt wenigstens braucht man sich nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, was für ein Buch man Gebildeten schenken soll, bei denen es gilt, Ehrfurcht vor der Botschaft Christi wieder zu erwecken." Innere Mission



Stephan Hirzel

Der Graf und die Brüder

Die Geschichte einer Gemeinschaft. Mit einem Bilde Zinzendorfs

367 Seiten. In Leinen RM. 4.80

Einstimmig ist das Lob dieses unvergleichlichen Buches:

„Stephan Hirzels Buch, hervorragend in Stil und Aufbau angelegt, schildert so, daß man seine eigene Kenntnis von Zinzendorf darüber vergessen kann. Man geht auf Entdeckungsfahrt in ein unbekanntes Land ... So führt uns dies Buch, gerade weil es nicht reflektiert, sondern darstellt, in die ganze Fülle der Überlegungen hinein, die an der Kirchenfrage der Gegenwart für uns aufgebrochen sind." Die Furche

„Das Buch ist eine Biographie im besten Sinne, indem es Umwelt, Lebensgang und Werk in ihrer Einheit schildert, das Bleibende deutlich aus dem Vergänglichen heraushebt, ... in knapper, klarer Sprache das Vergangene, samt dem geschichtlichen Raum, in den es gebannt bleibt, in unmittelbare Gegenwärtigkeit versetzt." Eckart

„Das ist ja überhaupt das Beglückende dieser Arbeit, daß hier ein ausgesprochen kluges und dabei ganz volksnahes Buch entstanden ist." Deutsche Zukunft

„Ein ungeheuerer Stoff breitet sich vor dem Leser aus und man spürt, hier ist der Geist der Wahrheit am Werk, denn die Dinge sind von allen Seiten beleuchtet, gleich scharf und gleich gütig behandelt. Diese Zinzendorf-Chronik ist aus Freude am Werk entstanden, ihre Sprache ist edel und mitreißend." Stuttgarter Neues Tagblatt

---

„Dieses Buch ersetzt tatsächlich eine ganze Bibliothek, zumal es das erste Gesamtbild deutscher evangelischer Missionsarbeit seit dem Weltkriege gibt." Kölnische Zeitung

Das Buch der deutschen Weltmission

In Verbindung mit den evangelischen Missionsgesellschaften herausgegeben von

Prof. D. Dr. Julius Richter, Berlin

Mit Literatur-Anhang von Professor Martin Schlunk, Tübingen. 340 Seiten Großformat und 138 Bilder auf Kunstdruckpapier. In Leinen gebunden RM. 7.50

„Das Buch ist eine erstaunliche Leistung, auf welche die deutsche Mission stolz sein kann. Alle bekannten Missionsmänner Deutschlands haben daran mitgearbeitet. Man merke sich das Buch als Weihnachtsgeschenk. Es widerlegt so vieles Geschwätz und stärkt die Gewißheit, daß Christus der Sieger ist." Bekennende Kirche, 17.10.35

„Ein volkstümlich unterrichtender, ausgezeichnet und sehr gründlich bearbeiteter Überblick. Wenn man wissen will, wie es heute, seit dem Weltkrieg, im neuen Reich mit der Mission steht, so muß man zu diesem neuen (selbst für heute erfreulich preiswerten) Buch greifen ... Ein Standardwerk, das gerade in seiner Eigenart, d. h. also durch grundsätzliche und praktische Darstellung des Kampfes und Sieges des Christentums über alles Zeitgebundene hinausführt." Kreuz-Zeitung

„In fesselnd geschriebenen Darstellungen zeigen uns die Mitarbeiter die Psyche, das religiöse Leben weltgetrennter Völker ... Charakterköpfe der Vorkämpfer und Führer der Arbeit daheim und draußen vervollständigen den Buchschmuck. Allen, die die Gegenwartsaufgabe der Mission studieren wollen, vorab Pfarrern und Lehrern, sei das gut ausgestattete Buch empfohlen." Deutsches Bildungswesen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA